

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

An der Straßenecke.

(Mit einer Abbildung).

In einer der kleinen, wenig belebten Gassen, welche zur Anhöhe von Montmartre in Paris hinaufführen, befand sich ein Obst- und Gemüseladen von sehr bescheidener Einrichtung, mit dessen Waaren sich die Leute nicht wohl hätten zufrieden geben können, wenn sie auch nur ein klein wenig anspruchsvoll gewesen wären. Aber die Bewohner jenes Stadtviertels sind arm, haben sich dort wegen des niedrigen Hauszinses eingemietet und begnügen sich mit den Lebensmitteln, wie sie ihnen ihre Krämer eben liefern können, die fast so arm wie sie selbst sind.

In ihrem engen Laden hielt Frau Rouffette nebst Kohl, Salat, weißen und gelben Rüben, was alles nicht mehr in erster Frische prangte, auch gebratene Kartoffeln feil; diese letzteren zogen hauptsächlich zur Mittagsstunde eine große Zahl hungriger Arbeiter herbei, und sie verkaufte täglich so viel davon, daß sie oft zufrieden schmunzelnd sagte, ihr ganzer Reichthum bestehe in ihrer Bratpfanne und in ihrem Bratofen. Reich war sie zwar nicht, die gute Frau, aber sie konnte sich doch ehrlich durchschlagen, und hätte sie nicht mit ihrem gegen die Unglücklichen sehr mitleidsvollen Herzen den ärmsten ihrer ständigen Kunden oft langen Credit gewährt, so hätte sie wohl von Zeit zu Zeit einige Franken bei Seite legen können.

Aber das Vorgen, das war ein Schelm, der ihr jeden Spargroschen hinwegnahm, und wenn ihr Ehemann sie nicht ohne etwas Bitterkeit in seinen Worten darauf aufmerksam machte, so zuckte sie mit ihren dicken Schultern, und ein gutmüthiges Lächeln erhellt ihr breites Gesicht, indem sie antwortete: „Man kann doch die Leute nicht vor seiner eigenen Thüre Hungers sterben lassen; das würde mir für den Rest meines Lebens den Appetit nehmen.“

Franz Rouffette war Fuhrmann, gieng von Morgen bis Abend neben seinen Pferden her und kam erst zum Nachessen nach Hause; wenn er aber auch nur wenige Zeit in seiner Wohnung verbringen konnte, so freute es ihn doch immer, seine Frau in der muntersten Laune zu treffen, und um nichts in der Welt hätte er ihr irgend einen Verdruß bereiten können. Sie lächelte, und er lächelte ihr entgegen, und alles gieng wieder seinen gewohnten Lauf, sogar das leidliche Vorgen, das bei ihnen wie eingebürgert schien.

Eines Sonntag Morgens kam Rouffette, nachdem er seine Pferde mit Heu und Stroh versorgt hatte, um ihnen und sich selbst nach der strengen Wochenarbeit einen Ruhetag zu gönnen, — denn so wollte es sein gerechter und christlicher Dienstherr — ganz aufgemuntert in den Gemüseladen zurück:

„Heute bin ich Rentner,“ sagte er zu seiner Frau, „der Stallknecht wird nachmittags die Pferde besorgen, und ich will es mir bis morgen behaglich sein lassen.“

Und er ließ sich in den alten Lehnstuhl nieder, der sich unter der Ehre, die ihm sehr oft Frau Rouffette angethan, sehr gesenkt hatte, zog eine Pfeife aus der Tasche, um sie mit dem dunstenden Kraut zu stopfen, und fing an gemüthlich zu rauchen, ganz gemüthlich wie ein Faulenzler, denn die Ruhe kam ihm um so angenehmer vor, je spärlicher sie ihm zu theil wurde.

„Heute wollen wir leben wie Fürsten, da du mir außer dem Gottesdienste den ganzen Tag zu Hause bleibst,“ sagte Frau Rouffette; „ich werde für den Abend einen guten Braten bereiten, den Rücken eines Kaminchens mit kleinen Zwiebeln daran, und hernach den Kaffee: da wirst du Freude haben sobald dann meine kleinen Kunden heimgegangen sind, und das thun sie ziemlich bei Zeiten am Sonntag, um das weiche Ruhelissen etwas länger zu genießen als während der

Woche, dann werden wir zu Tische gehen können, ohne befürchten zu müssen, von Jemanden gestört zu werden; oh! mein lieber Mann, wie freut es mich, dich ein wenig anrühren zu sehen!"

Der Fuhrmann lächelte still vergnügt, von seiner Frau so verwöhnt zu werden; der große Luxus der Armen, das ist die gegenseitige Liebe im trauten Heim, das Austausch guter, zu Herzen gehender Worte; an jenem Tage fühlte sich Frau Rouffette so reich wie alle Könige und gewiß glücklicher, als jeder unter ihnen.

Den ganzen Tag war es bei der Krämerin ein fortwährendes Ein- und Ausgehen, für zwei Sous von diesem, für vier Sous von jenem; sie bediente und befriedigte alle diese Leute, sprach ein freundliches Wort mit diesem, schwatzte mit einem anderen, erkundigte sich nach dem Wohlbefinden eines jeden, denn da sie schon lange in dem Stadtviertel wohnte, wußte sie so ziemlich, wo manchen der Schuß drückte.

Als es nun Abend wurde, erschienen nur noch einige Kunden, und bald war der letzte hinausgegangen.

"So," sagte Frau Rouffette, "ich glaube, daß es für heute fertig ist; wir können zu Tisch gehen. Für den Fall jedoch, daß noch irgend ein Hungernder sich verspätet hätte, will ich den Laden halb geöffnet lassen; ich werde nur die Thüre schließen; wer etwas braucht, wird klopfen, und ich öffne ihm sofort, denn es würde mir leid thun, wenn durch meine Schuld die Leute ohne Abendessen zu Bette gehen müßten; wir werden es wenigstens zum Voraus wissen, wenn uns Jemand stören will."

"Thu' nach deinem Belieben, meine Theure," antwortete der Fuhrmann, der nun seinen Lehnstuhl zum Tisch heranrückte; er hatte es sich die paar Stunden so bequem darin gemacht, daß er nicht die geringste Lust verspürte, ihn zu verlassen, nicht einmal, um an dem Schmaus Theil zu nehmen, den seine Gemahlin hauptsächlich für ihn bereitet hatte.

An diesem Abend wurde langsam und behaglich gegessen. Die zwei guten Leute hatten ja Zeit dazu, und da sie sich nicht jeden Tag einen so ausgesuchten Bissen gestatten konn-

ten, so kam ihnen derselbe viel wohlschmeckender vor, als wenn sie jeden Tag ein solches Fest gehabt hätten.

Es waren schon zwei Stunden seit Sonnenuntergang verstrichen, und sie saßen noch bei Tische, unterhielten sich über ihre kleinen Angelegenheiten, auch ein wenig über die Nachbarschaft, deren Lieferantin Frau Rouffette war, und die Zeit schlich gemüthlich dahin, als auf einmal die Frau ihre Hand auf den Arm ihres Mannes legte, um ihn zu bitten, ein wenig still zu halten; sie hatte etwas gehört, das ihr nicht natürlich vorkam, und sie wollte sich vergewissern, was es wohl sein mochte.

"Ei nun! was ist es denn?" fragte der Mann nach kurzem Stillschweigen.

"Hast du es nicht gehört?" erwiderte sie.

"Ich? gar nichts."

"Höre ein wenig," fügte sie hinzu, indem sie ihr Ohr gegen das offen gebliebene Ladenfenster hinneigte.

Einen Augenblick nachher stand sie plötzlich auf und lief, so schnell ihre Körperfülle dies zugab, zur Thüre hin, indem sie sagte:

"Ich hatte mich nicht geirrt, mein lieber Mann, es ist ein ganz kleines Kind, welches weinet und winselt auf der Gasse."

"Nein, nein," erwiderte der Fuhrmann, "es sind die Klagen der Nachbarschaft, welche sich balgen: du beunruhigst dich aber um Alles, und du siehst an jeder Straßenecke Jemanden, der leidet, sogar wenn Niemand dort ist."

Frau Rouffette hatte sich aber nicht die Zeit genommen, alle diese Worte anzuhören oder gar auf eine Entgegnung bedacht zu sein; schnell hatte sie die Thüre geöffnet und war schon auf der Straße damit beschäftigt, beim Scheine der Gaslichter dasjenige zu suchen, was ihr Gemüth so sehr bewegt hatte, daß sie darüber den Tisch und ihren Mann zugleich im Stiche gelassen hatte.

Der Fuhrmann, der nun begierig wurde, zu wissen, wo die gute Frau so schnell hineilte, hatte auch seinen Lehnstuhl verlassen, streckte über einen Haufen Aepfel und einige Scheffel Kartoffeln, welche am folgenden Tag gebraten werden sollten, seinen Kopf durch das

Ladenfenster und betrachtete mit weit geöffneten Augen die Gemüsehändlerin, welche nach einigem Hin- und Hergehen auf dem schmutzigen Pflaster endlich bei dem Prellstein an der Straßenecke ganz in der Nähe ihres Hauses stehen blieb.

Sie faltete die Hände, wie wenn sie in der Kirche wäre, und betrachtete etwas, das ihr Mitleid sehr erregen mußte, denn ihr gutes, volles Gesicht hatte einen solchen Ausdruck des Erbarmens angenommen, daß ihr Gemahl sich selber fragte:

„Was mag sie denn wohl entdeckt haben, daß sie wie angewurzelt dort steht?“

Die Antwort auf seine Frage ließ nicht lange auf sich warten.

Frau Rouffette bückte sich, hob ihre graue, grobleinene Schürze an beiden Ecken auf, legte mit größter Vorsicht etwas hinein undkehrte dann langsam und bedächtig, als fürchtete sie, ihren Fund zu beschädigen, nach Hause zurück.

„Wohlan denn, laß sehen, was du gefunden hast? Du schreitest ja daher, als trügest du das Heilige Sakrament!“

„Einen reichen Fund habe ich gemacht,“ sagte sie, ein wenig ihre Schürze öffnend, „betrachte einmal dieses arme kleine Wesen, das dort unten auf einem Kehrichthaufen lag, ob das nicht ein Jammer ist!“

„Oh! gewiß ist es ein Jammer und sogar eine Greuelthat, die Kinder so auf die Straße zu werfen,“ antwortete der Mann, der seine Augen von dem armen Würmchen nicht abwenden konnte.

„Das ist aber nicht alles,“ sagte sie, „der Kleine weinte heftig, er ist vielleicht hungrig; er hörte mit Weinen auf, als ich ihn nahm, weil seine Einbildungskraft, die allerdings noch nicht stark entwickelt sein kann, ihm zu sagen schien, man würde ihm nun geben, was er braucht. Er soll sich nicht getäuscht haben, der Knirps; nimm die Milchflasche, sie steht dort auf dem Ladentisch, gieße ein wenig in eine Tasse und laß es auf dem Ofen erwärmen, es ist noch etwas Feuer darin. Der arme Verlassene soll dann auch seine Mahlzeit haben.“

Der Mann vollzog treulich die Befehle seiner Frau, und nachdem der Kleine gesättigt

worden, richtete ihm letztere in ihrem eigenen Lehnstuhl mit zwei Kopflissen und zwei Servietten ein Bettchen ein; dann wandte sie sich vergnügt lächelnd zu ihrem Mann mit den Worten:

„Nur dies fehlte uns noch, um ganz glücklich zu sein; die göttliche Vorsehung, welche oft für die braven Leute sorgt, hat alle meine Wünsche erfüllt; ich verlange jetzt von Gott nichts mehr, als die Gesundheit für uns Beide, damit wir diesem kleinen Burschen da sein tägliches Brod und ein wenig Butter dazu verdienen können.“

„Wir haben aber nicht das Recht, Kinder zu behalten, die nicht unser sind, auch nicht, wenn wir sie an der Straßenecke finden,“ antwortete der Mann.

„Bekümmere dich nicht um das,“ erwiderte Frau Rouffette, „ich werde morgen selber zum Polizeikommissar gehen und die Sache mit ihm ausmachen.“

Der Fuhrmann war nicht gewohnt, seiner Frau zu widersprechen; er nickte also mit dem Haupte, um seine Zustimmung erkennen zu geben, und ließ sie nach ihrem Belieben handeln, wie es im Hause einmal so der Brauch war.

Am andern Morgen suchte sie wirklich in der Angelegenheit den Kommissar auf, und dieser sprach zu ihr, nachdem sie ihm ihr Vorhaben dargelegt hatte:

„Wenn Sie also dieses Kind annehmen wollen, so behalten Sie daselbe, bis es jemand zurückverlangt, was meines Erachtens wohl nicht so bald eintreffen wird; wer auch nur ein wenig Liebe zu solch einem kleinen Wesen in sich verspürt, der wirft es nicht auf die Straße.“

Das Kind wurde von niemanden zurückbegehrt; es wuchs also bei seinen Pflegeltern heran, welche es, so gut sie konnten, das heißt, sehr gut, besorgten.

Sie hatten es Heinrich genannt, weil sie es am 15. Juli gefunden hatten, und der kleine Heinrich machte für Beide ihre Lebensfreude aus.

Frau Rouffette hatte sich nicht damit zufriedengegeben, ihren Knaben die Volksschule besuchen zu lassen, sie schickte ihn, sobald sein

Alter und seine geistige Entwicklung ihn fähig gemacht hatten, einen höheren Unterricht zu empfangen, in eine bessere Anstalt, in der die Reichen ihre Kinder erziehen ließen.

„Willst du denn einen großen Herrn aus ihm machen?“ fragte sie lächelnd ihr Mann.

„Man weiß nie, was aus denen werden kann, die man von dem Straßenpflaster aufhebt,“ antwortete sie gelassen, wie wenn sie von der Zukunft wirklich etwas besonderes für ihren Pflegling erwartet hätte. Als das Kind dem Knabenalter entwachsen und daran war, seine Studien zu beendigen, fragte ihn die Gemüsehändlerin, die gerade nicht mehr jung war:

„Was denkst du zu beginnen, mein Sohn, wenn deine Lehrer dir sagen werden, daß du genug weißt, um dir selbst deinen Weg in der Welt zu bahnen?“

„Willst du Advokat werden, oder Arzt?“ fügte der Fuhrmann hinzu, der endlich auch erkannt hatte, daß Heinrich auf jede Carriere Anspruch machen konnte, und der sich in seinem Stolze sehr geschmeichelt fühlte, wenn er dachte, daß sie allein, er und seine gute Frau, denjenigen, den sie zärtlich „ihren Heinrich“ nannten, zum Gelehrten hatten heranbilden lassen.

„Nichts von dem allem!“ antwortete Heinrich, „ich will sofort arbeiten und, ohne länger zu warten, etwas verdienen.“

„Fehlt dir denn etwas?“ fragte die Frau, schwer aufseufzend, „daß du gleich an das Gelderwerben denkst.“

„Ja gewiß,“ sagte Heinrich, „mir fehlt die Freude, euch Beide ausruhen zu sehen. Ihr arbeitet schon lange genug für mich, und ich kann die Zeit nicht erwarten, es euch zu vergelten.“

„Oh! das theure Kind!“ seufzte Frau Rouffette, indessen der Mann, der seine Klüftung verbergen wollte, stark sich räusperte und mit dem Taschentuche die hervorquellenden Thränen zu verbergen suchte.

„Ich will Baumeister werden,“ fuhr Heinrich fort, „und bis ich einmal auf eigene Rechnung Unternehmungen machen kann, habe ich mich schon um eine Stelle umgesehen bei einem sehr begabten Manne, der in großem Rufe steht; anfänglich nimmt er mich in

sein Zeichenatelier auf; er hat gesehen, was ich leisten kann und ist damit nicht unzufrieden; später, wenn ich in die Arbeit des Hauses ein wenig eingeweiht sein werde, wird er mich als Zweiten mitnehmen, um die Bauarbeiten zu beaufsichtigen und zu leiten; das wird mich in die Praxis einführen.“

„Das ist ja wahrhaft ein Wunderkind,“ dachte für sich selbst der Fuhrmann, höchst erstaunt über das Gehörte.

Frau Rouffette konnte nichts thun, als vor Freude weinen, und es gieng ihr so von Herzen, daß der Zipfel ihrer Schürze, mit dem sie sich die Thränen abwischte, ganz davon durchnäßt wurde.

Heinrich that ganz so, wie er gesagt hatte: er trat seine Stelle an bei dem Baumeister, der ihn als Schüler und Gehilfen zugleich angenommen hatte; Frau Rouffette aber war ein wenig darüber erstaunt, daß er jeden Tag Zeit fand, um seine Mahlzeiten zu Hause einzunehmen, und daß er einfach wie vorher in seinem Kinderzimmer schlief; das kam ihr allzu bescheiden vor für einen Mann in der Lebensstellung, zu der ihr Sohn sich emporgeschwungen hatte.

Der Fuhrmann aber, mit dem sie hierüber redete, antwortete ihr:

„Laß doch dem Knaben seinen Willen, er hat mehr Verstand im kleinen Finger als wir Beide zusammen in unserem ganzen Gehirn; wenn einer aus sich allein Baumeister geworden ist, so hat er den Kopf von Gedanken überfüllt, und die dürfen wir durch unsere Einmischung nicht in Verwirrung bringen.“

Nach fünf Jahren beständiger und anhaltender Arbeit stand eines Sonntag Morgens Heinrich noch viel früher als gewöhnlich auf, klopfte an die Thüre des Zimmers seines Vaters und seiner Mutter, die eben daran waren, sich anzukleiden, und sagte ihnen mit heiterer Stimme:

„Oh! die Faulenzler, die noch nicht auf sind!“

„Doch! doch!“ erhielt er zur Antwort, „da sind wir schon.“

„Heute,“ fuhr der junge Mann fort, „gehen wir alle drei auf das Land.“

„Und zu welchem Zweck, Großer Gott!“

was
en;
ein
als
zu
in
d,
chft
vor
won
dem
von
tte:
der
an-
war
den
zu
wie
das
nen
ohn
erü-
er
als
Ge-
ifter
an-
un-
rin-
hal-
Mor-
ohn-
ners
eben
gnen
auf
port,
fort,
ott!"



Sie faltete die Hände, wie wenn sie in der Kirche wäre.

fragte Frau Rouffette, „und der Laden, wer wird ihn während meiner Abwesenheit besorgen?“

„Eine gefällige Nachbarin,“ antwortete Heinrich, „ich habe Lust, eine Spazierfahrt zu machen, und da ich ohne euch gar keine Freude daran hätte, so nehme ich euch mit.“

„Wohlan denn, liebe Frau, für das erste Mal, daß der Knabe eine Ausfahrt machen will, dürfen wir ihm nicht widersprechen,“ sagte der Vater.

„Zieht schnell eure Festagskleider an,“ fügte Heinrich hinzu, „ich will einen Wagen bestellen und komme dann, euch abzuholen.“

Die zwei guten Leute waren erstaunt über den Einfall, der so plötzlich ihrem Sohne gekommen war, da es aber sein erster Ausflug sein sollte, gehorchten sie ihm lächelnd; denn sie waren auch ihrerseits sehr froh, mit ihrem großen Sohn spazieren fahren zu können.

Der Wagen, der nicht auf sich hatte warten lassen, führte die ganze Familie zum Bahnhof. Heinrich löste die Fahrkarten und ließ seine Eltern in den Zug einsteigen.

„Das kommt mir ja alles wie ein Märchen vor,“ sagte Frau Rouffette vor sich hin, „es geht wie am Schnürchen.“

Als der Zug an einem Bahnhofe noch in nächster Nähe von Paris anhielt, verließ der junge Mann zuerst den Wagen, um gleich darauf den beiden alten Leuten beim Aussteigen behülflich zu sein, worauf er mit ihnen den Weg nach dem freien Felde zu einschlug.

„Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen?“ fragte er, „das Mittagessen wird uns dann um so herrlicher schmecken.“

„Das ist ein trefflicher Einfall,“ antwortete der Vater, „um so mehr, als die Gegend hier ungemein schön ist und man sie nicht genug bewundern kann.“

Heinrich bog in eine Allee ein, die auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt war, und da erblickten sie bald rechts, bald links am Wege schmucke Landhäuser mit prächtig beschatteten Biergärten.

Vor einem derselben hielt Heinrich an, und bevor er Zeit gehabt hätte, die Schelle anzufassen, öffnete sich die Eingangsthüre ganz breit vor ihm.

„Oh! Herr Heinrich,“ sagte ein Mann,

welcher eine Gärtnerhürze anhatte, „kommen Sie schnell, der Tisch ist gedeckt, und die Frau fürchtete, Sie möchten sich verspäten; sie war um ihren Braten besorgt.“

„Kennst du denn die Leute hier?“ fragte ganz heimlich Frau Rouffette.

„Ja, ich hatte den Bau des Hauses unternommen,“ antwortete der junge Mann.

„Es ist vielleicht doch unbescheiden für deinen Vater und für mich, so mir nichts dir nichts den Leuten zum Essen zu kommen,“ fügte sie hinzu.

„Nein, nein,“ antwortete Heinrich, indem er die zwei Alten vor sich hinschob.

Er führte sie gleich in den Speisesaal, wo zum großen Erstaunen des Vaters Rouffette nur für drei Personen gedeckt war.

Eine gute, dicke Magd brachte die Speisen, aus welchen das Mittagessen bestehen sollte, aber die Herren des Hauses ließen sich immer noch nicht blicken.

„Fangen wir an,“ sagte alsdann der junge Mann lächelnd, „ich bin sehr hungrig, und ich glaube, daß ihr es auch seid.“

„Das ist nicht höflich, was du uns da vorschlägst,“ erwiderte der Vater, während er seine Serviette mit den Fingerspitzen berührte, ohne es zu wagen, sie zu entfalten.

Aber der junge Mann legte sie ihm auf die Knie, und da entdeckte der Alte darunter auf dem Teller ein großes, der Länge nach zusammengelegtes Papier, das den Alten gleichsah, die von den Notaren kommen.

„Lesen Sie, Vater,“ sagte Heinrich, „es ist vielleicht ein Entschuldigungsschreiben von denen, die nicht mit zum Essen kommen.“

Der Fuhrmann, der, ohne in seiner Jugend viel gelernt zu haben, für seinen gewöhnlichen Gebrauch hinlänglich lesen und schreiben konnte, las die Schrift, wie ihn sein Sohn dazu ersucht hatte.

Als er aber mehrere Zeilen entziffert hatte, ward er von solcher Rührung ergriffen, daß seine Hände zitterten und seine Augen trübe wurden, und er reichte die Schrift seiner Frau dar, indem er sagte:

„Ich kann nicht fertig lesen, schaue du selbst, meine Liebe, was darauf geschrieben ist!“

Frau Rouffette, die sehr neugierig war,

über alles ins Klare zu kommen, was ihr durch den Kopf schwirrte, seit sie in dieses Haus, wo der Eigenthümer fehlte, eingetreten war, und wo ihr Sohn Befehle ertheilte und so handelte, als wäre er da Herr und Meister, nahm das Papier und durchlas es in aller Eile.

„Oh! Knabe, Knabe!.....“ sagte sie, nicht weniger zitternd, als ihr Mann, „was bedeutet das alles?....“

„Daß ihr zu Hause seid, meine theueren Eltern, daß alles, was ich seit fünf Jahren verdient habe, dazu verwendet worden ist, euch ein Häuschen herzustellen, in welchem ihr ausruhen könnt von aller Mühe, die ihr euch für mich gegeben habt, von aller Mühe auch, die ihr euch um die anderen Leute auferlegt habt. Was ihr aus Nächstenliebe gegeben habt, ist euch zu dieser Stunde zurück-erstattet; ihr kennt das Sprichwort: Wer den Armen giebt, der gibt dem lieben Gott.“

Der Gemüseladen ist verkauft worden. Vater Rouffette hat seine Pferde und seinen Dienstherrn verlassen, um nur noch seinen Garten zu besorgen mit dem Hausdiener, den ihm sein Sohn gegeben hat.

Heinrich kommt jeden Abend unter dem Dache schlafen, das er für seine Eltern hat errichten lassen, und hat eine viel größere Freude an dem Glück, welches er ihnen verschaffen konnte, als wenn er sein Geld zu seinem persönlichen Vergnügen verwendet hätte.

Die Dankbarkeit ist das Loos der großen Seelen; sie allein sind fähig, deren reinen und unaussprechlichen Freuden zu genießen.

Mie d'Aghonne.

Abenteuer eines Studenten.

(Aus früheren Zeiten.)

In einer Gesellschaft, wo man sich Abends wechselseitig mit traulichem Gespräch unterhielt, eine Unterhaltung, die allerdings mehr Werth hat, als Karten- oder Würfelspiel, wenn sie jedoch nur keine politische Wendung nimmt; in einer solchen Gesellschaft erzählte ein Mann folgendes Abenteuer, das ihm in seiner Zu-

gend wiederfahren war, und das der hinkende Bote, der fleißig zuhörte, und ein gutes Gedächtniß hat, seinen Lesern hier mittheilen will.

„Als ich in Heidelberg studirte“, so begann der Mann, „pflegte ich in den Ferien immer kleine Fußreisen in die Nachbarschaft anzustellen. Als ich nun nach einigen Jahren die Akademie verlassen wollte, und mich anschickte, in mein Vaterland zurückzukehren, wollte ich doch auch den Bodensee sehen. Ich hoffte zur Zeit der Weinlese dahin zu kommen. Aber, so zuverlässig ich auch meine Rechnung gemacht zu haben glaubte, so hatte ich sie doch ohne den Wirth, das hieß diesmal, ohne meinen Herrn Professor gestellt. Ich hörte nämlich mit einigen guten Freunden ein Privatkollegium bei ihm, mit welchem der gelehrte Mann so gar nicht zu Ende kommen konnte, daß schon die letzten Blätter von den Bäumen fielen, als er auf dem letzten Blatt seines Compendiums war. Inzwischen, besser spät als niemals, dachte ich, schnürte meinen Reisebündel und trat die Pilgerschaft an. Der Uferkranz des Bodensees, wenn gleich schon well und abgestorben, zeigte doch immer noch Ueberreste von Schönheit, die einen genügsamen Wandersmann hätten erfreuen mögen, wäre nur die rauhe Witterung nicht um eben so viele Wochen zu frühe eingetreten, als ich mich deren zu spät einstellte. Eines Abends schneiete es so heftig, daß ich nicht genug eilen konnte, das nächste Schirmdach zu erreichen. Das Häuschen lag ganz einsam. Zur Linken öffnete sich der Eingang in ein langes enges Thal, zur Rechten zog sich ein dichtes Buschwerk hin, aus dem ganz fern das einförmige Geklapper einer Mühle die Stille kaum hörbar unterbrach; vorn hatte die Hütte eine steile Bergwand zur einzigen Aussicht, und mit dem Rücken lehnte sie an einen großen Nebenhügel, um den man ganz herumbiegen mußte, wenn man das ärmliche Dörfchen auffinden wollte, zu dem das Wirthshaus gehörte. Als ich in die Stube trat, fand ich sie mit halbrunkenen Bauern angefüllt, die um einen großen Tisch gelagert waren und mit gespannter Aufmerksamkeit dem Spaßvogel zuhörten, der ihnen die abenteuerlichsten Spuck- und Gespenstergeschichten aus seinem Lebenslaufe zum Besten gab. Mich begann selbst ein kleiner Schauer ob all diesen Unholden anzu-

wandeln. Zum Glück ging der Vorrath in seinem Kopfe mit dem in seiner Flasche zugleich auf die Neige, sodaß auf einmal eine gänzliche Dürre in seinem Gehirn wie auf seiner Zunge entstand. Er brach auf, zahlte seine Beche und zog mit etwas unsicherem Fuß zur Thür hinaus; seine Zuhörer taumelten ihm ungesäumt nach. Man hatte mir indessen das Nachtbrod auf einem Tischchen aufgetragen, an welchem ein Mann im Jagdleide, in eine Ecke gedrückt, mir gegenüber saß. Ich achtete sein nicht viel; meine ganze Aufmerksamkeit war auf den Teller gerichtet, von dem der hungrige Magen seine Befriedigung heischte; sobald aber dieser Sinn befriedigt war, traten auch die andern in ihre Rechte zurück: ich sah und hörte wieder. Nun fiel mir der Mann doch auf. Den Hut tief in die Augen gedrückt, schien er nur für sich allein da zu sitzen; mir entging aber nicht, wie seine blitzenden Augen verstoßen nach allen Seiten herumsuhren. Ich redete ihn an; er antwortete in einem fremden Dialekt, der mir mehr angenommen als natürlich vorkam; als ich aber das Gespräch weiter fortsetzen wollte, brach er sogleich ab. Mir schien es hier nicht ganz geheuer. Der Jägersmann nahm jetzt sein Vestel, das ihm eigen zugehörte, und schob es wieder in seinen gewaltigen Hirschfänger. Ich glaubte, er zeigte diesen, um mir zu trozen, that, als ob ich in meinen Taschen suche, und kramte bei dieser Gelegenheit meine Pistolen aus, die ich vor mir auf den Tisch legte. Der Mann blickte nicht einmal hin. Nun stand ich etwas barsch auf, wünschte ihm kurzweg eine gute Nacht, und verlangte nach meinem Schlafzimmer. Während der Wirth mich zu einem kleinen entfernten Nebengebäude führte, wo allein ein anständiges heizbares Gastzimmer sich befand, befragte ich ihn über den Fremden; er wußte mir aber nicht die geringste Auskunft zu geben. Kaum sah ich mich nun allein, so wandelte mich nun ein tüchtiger Schauer an. Was nun beginnen? Soll ich bleiben, oder muß ich gehen? Bleibe ich, so sehe ich zum mindesten eine unruhige Nacht vor mir; gehe ich, so lacht oder schimpft der Wirth nebst seinen Leuten, und läßt mich im Stockfinstern allein umhertappen. Als ich noch überlegte, ward leise an meine Thür gepocht. Ich stugte, verhielt mich

aber ganz still. Man klopfte stärker. Auf meine Anfrage erfolgte das Gesuch, zu öffnen. Ich glaubte die Stimme meines Tischnachbarn zu erkennen, und erwiderte mit barschem Tone, daß, wenn ich um diese Zeit meine Thür verschlossen hätte, ich für Niemand wieder öffne. Die Fußtritte entfernten sich wieder. Nun ward mein Entschluß reif; ich warf mich wieder in die Kleider; nahm mein Bündel auf die Schulter — da ward von neuem gepocht. Jetzt vernahm ich die Stimme meines Wirths, der mich dringend bat, die Thür zu öffnen. Ich schob den Kiegel zurück. Der Wirth trat ein, und hinter ihm der Fremde, der sich dicht vor mich hinstellte. „Ich bin der Konstanzer Hans“, sagte er kalt und ruhig; „Sie werden von mir gehört haben.“ Betroffen, blieb ich ihm die Antwort schuldig; denn mir war nicht unbekannt, daß das Haupt einer berühmten Räuberbande, die damals in diesen Gegenden sich sehr fürchtbar machte, diesen Namen führte. — „Fürchten Sie nichts!“ fuhr er fort, und klopfte mir dabei ziemlich derb auf die Achsel: „Legen Sie sich ruhig zu Bette, es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden. Das habe ich auch diesem Manne hier schon zugesagt. Meine Leute kommen in der Nacht hierher; sie werden sich still und friedlich verhalten, so lange“ — und hier hob er den Ton, „so lange man ihnen nichts in den Weg legt.“ Damit ging der schreckliche Mann, und nahm den Wirth mit sich.

„Mein erster Gedanke war, mich aus dem Staube zu machen; ich besann mich bald eines Bessern. Wohin sollte ich? Zu's Wirthshaus? Ist der Wirth auch kein Diebshehler, so darf er doch nichts darein reden. Zu's nächste Dorf? Dahin wird und darf der Räuber mich nicht ziehen lassen. Heimlich fortspringen? Auch darauf wird der Bösewicht sich schon vorsehen haben. Besser also, ich bleibe; gibt es doch eine gewisse Spitzbuben-Ehrlichkeit, und wäre es leider nicht das erstemal, daß auf das Wort eines Räubers mehr zu bauen sei, als auf Brief und Siegel eines sogenannten ehrlichen Mannes. Ich beschloß also zu thun, was mir der Herr Hauptmann Hans gerathen hatte: mich nicht zu fürchten, dagegen aber mich tief in meine Kissen zu vergraben. Das Eine war mir so unmöglich als das Andere. Ich nahm ein

Buch zur Hand; bedachte aber, daß mein Aufbleiben und das helle Licht Verdacht erwecken könne, und beschloß, dasselbe in einem Winkel zu verbergen. Ehe ich indessen dazu schritt, leuchtete ich, — wie ich stets auf Reisen zu thun pflege — unter das Bett, aber im gleichen Augenblick fiel die Kerze aus dem Leuchter und erlosch. Bestürzt sank ich auf die Kissen, doch Angst und Langeweile jagten mich bald wieder heraus. Ich rannte hin und her, auf und ab. Mein Zimmer war im Erdgeschoße; unfehlbar befanden sich Späher in der Nähe, und der Hauptmann hatte mir doch befohlen, mich zu Bette zu legen. Neue Noth. Ich kroch hinter den Ofen. In dortiger Gegend sind die großen Kachelöfen so eingerichtet, daß hinter denselben einige Sitze übereinander sich befinden; ich stieg auf den obersten, von da ich den ganzen Hof übersehen konnte. Die Uhr schlug eben Mitternacht. Fünf bis sechs schwarze Gestalten, die wie Gespenster vorüberschlüchen, waren auf dem frisch gefallenem Schnee deutlich zu unterscheiden. Kein Laut war hörbar, nur das Klirren der Fensterscheiben fuhr zuweilen durch die Todtenstille. Meine Wangen glühten, während die Zähne im Fieberfrost klapperten. Halb von Sinnen taumelte ich wieder zum Bett, das nur durch eine dünne Brettwand vom äußern Ausgang geschieden war. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, als es auf einmal mit Ketten dicht neben mir rasselte. Erschrocken strengte ich alle meine Gehörnerven an, während ich den Athem anhalte. Bald höre ich noch einmal ganz deutlich das Geklirr, und zugleich ein leises Trappen, und einen durchdringenden Laut, wie das Gekreisch eines Kindes. In demselben Augenblick brach auch die Thür, als versuche man, sie aufzuprennen. Mit gleichen Füßen springe ich aus dem Bett, und schiebe in der Angst Tische, Stühle, Alles dessen ich habhaft werden kann, vor die Thür. Meine Glieder bebten, ein kalter Schweiß ergoß sich über den ganzen Körper; ich war nahe daran, in Ohnmacht zu sinken. Die Thür kracht noch einmal. Jetzt ergreife ich mit jeder Hand ein Pistol. Fest entschlossen, mir einen Weg durch die Räuber zu bahnen, oder mein Leben wenigstens theuer genug zu verkaufen, schreite ich hastig vor, und stoße mit Stirn und Brust so heftig an meine Wagen-

burg, daß ich zurücktaumelte. Nun renne ich zum Fenster, schwinde ein Bein über das Gesims, und will eben das andere zum Sprunge nachziehen, als ich einen so gewaltigen Schlag an den Kopf erhalte, daß ich zurückstürze und zu Boden sinke. Wie lang ich so gelegen, weiß ich nicht; nur so viel erinnere ich mich, daß der Schein eines Lichtes, der den Schatten einer menschlichen Figur an der Decke meines Zimmers herumtaumeln ließ, mich zuerst aus meiner Bewußtlosigkeit weckte. Bald darauf ward an meine Thür gepocht. „Wachen sie, lieber Herr?“ fragte eine Stimme, die ich sogleich für die meines Wirths erkannte: „Machen Sie auf: Alles ist fort, wir sind wieder frei und sicher.“ Er mußte seine Beteuerungen einigemal wiederholen, ehe ich ihm Glauben schenkte. Endlich öffnete ich. Hastig und verstört trat der Wirth ein. Aber als er die Laterne näher gegen mich aufhob, prallte er zurück. Das bleiche, entstellte Gesicht mit Blut überzogen, die Augen wild umherrollend, das Haar emporgesträubt, mit offener Brust stand ich vor ihm. „Das war eine entsetzliche Nacht!“ sagte er, und fiel in einen Sessel: „Gern wäre ich zu Ihnen gekommen; aber die Kerls hatten einen fürchterlichen Schwur darauf gesetzt, daß Keiner sich aus seinem Bette rühren durfte. Sie haben wieder einen Gaunerstreich abgekartet, aber auf mich wird er nicht gemünzt sein. . .“ Indem klirrte die Kette wieder. Ich sprang auf, riß dem Wirth die Leuchte aus der Hand, und — was meint ihr wohl, welches Ungethüm sich mir entgegengestellt habe? Nichts Anderes, als ein kleiner, unschädlicher Stiefelknecht, der, wie man es in geringern Wirthshäusern zu halten pflegt, an einer kleinen Kette befestigt war, um einem etwaigen Liebhaber die Lust des Besitz-Ergreifens zu verleiden. Der Wirth, der mein Erstaunen gewahrte, schlug ein Gelächter auf. „Sind Sie doch nicht der Erste, sagte er, den die verdammten Ratten in Furcht gejagt haben.“

Ich weiß nicht wie es zuging, aber mit der Auflösung dieses Räthfels hatte ich auch den Schlüssel zu allen übrigen. Nachsinnend setzte ich mich auf das Bett, und schämte mich ein wenig vor mir selbst; das Krachen der Thür war nun nichts Anderes, als die gewöhnl. Folge des Aufspringens der Jugen, wenn ein neues

hölzernes Geräthe zum erstenmal der Ofen hitz ausgefekt wird; das Trappen kam von den Räubern — auf vier Beinen her, denen die süße Beute einer Unschlittkerze zum Zankapfel gedient hatte; und der Schlag vor die Stirne — Dank sei dem Sturmwinde, der den obern Fensterflügel an meine Stirn warf! Er hat mir das Leben gerettet. Wäre ich hinabgesprungen, so hätten die beiden Kerle, die im Hofe Wache gehalten, mit ihren Windbüchsen mich unfehlbar hingestreckt. Hätte ich nicht gleich anfangs den Kopf verloren, so würde ich bedacht haben, daß der Konstanzer Hans, wenn er mich berauben oder gar ermorden wolle, nicht erst zu mir kommen werde, um mir zu erzählen, wer er sei und was er vorhabe: zudem mußte mir auch bekannt sein, daß die Diebe nie an dem Orte einzubrechen pflegen, wo sie zusammenkommen. Dies Alles, und noch mehr, würde ich mir eben so gut einige Stunden früher gesagt haben, wenn die Furcht mir nicht sogleich über den Kopf gewachsen wäre.

Die Inseljungfrau.

(Mit einer großen Abbildung.)

I.

Im Nordwesten Frankreichs liegt eine kleine Insel. Deren Bewohner wurden seit unvordenklichen Zeiten von Seeräubern drangsaliert, die von der britischen Festlandsküste herüberkamen. Bis ins 16. Jahrhundert hinein dauerten die Plackereien. Die Räuber ließen just die Inselaner ungeschoren. Sie begnügten sich damit, ihnen das Vieh weg zu nehmen. Dafür ließen sie den Beraubten ein paar Dhm sauern Wein zurück.

Im November des Jahres 1556 fuhren die Seeräuber zum dritten Male in diesem Jahre der Insel zu. Die Inselaner hatten sich in Aengsten am Hafen versammelt und fragten sich bangend, was die Piraten denn diesmal wohl fortzuschleifen würden, da sie doch die Ställe und Scheunen schon vollständig ausgeplündert hatten. Derweil steuerten drei geschmeidige Schaluppen mit vollen Segeln der Insel zu.

„Die Nasenden!“ schrie ein altes Weib, indem es fieberhaft die zinkene Tabaksdose

ein den Händen drehte. „Die Nasenden! Was wollen sie denn noch von uns!“

„Was sie wollen?“ erwiderte der älteste Fischer der Insel, ein Greis mit entschlossener Miene und einer in Wind und Wetter gebräunten Gesichtsfarbe. „Was sie wollen?“ Ihr wißt es ja, Alte, sie wollen euer Brot wie das meine, die Milch eurer Kühe und unsere gesalzenen Fische, und alles für einen Bottich sauern Wein, das kennen wir!

„S'ist so, Vater Nicolas!“ sagte drauf die Alte wieder, eine kräftige Prieße Tabak in die Nase ziehend. „Aber man könnte die Leute doch einladen, mein' ich, daß sie ihren Artikel einmal anderswo abladen!“

„Boß Hai und Harpune!“ schrie der Angeredete auf, dessen blaues Auge in wildem Feuer sich entzündete. „Wenn alle so dächten, wie Ihr, Alte, dann wären wir bald fertig. Wir sollten schon lange mit diesen Kerlen genug haben. Es wäre endlich an der Zeit, Ordnung zu machen!“

„Das ist leicht gesagt, Vater Nicolas,“ mischte sich jetzt ein junger Schiffer ein, „aber wie sollen wir 's anfangen?“

„Ganz einfach, mein Junge!“ fuhr der Alte fort. „Haben wir nicht gute Messer, solide Harpunen und einige Flinten, die uns unser alter Schloßherr, den der Herr schützen möge, zum Geschenk gemacht hat.“

„Helf' uns Gott!“ jammerte ein junges Mädchen, „die wären im Stande alles zu morden und zu brennen!“

„Haltet's Maul, ihr Weibskent!“ gebot Vater Nicolas unwillig. „Geheure Strümpfe stopfen!“ Dann wandte er sich aufs Neue zum jungen Schiffer: „Und wenn wir unterliegen sollten, sagte er, bleibt uns da nicht die Festung? Haben wir sie gebaut, um unsere Seemöven, Sumpfschnepfen und Brachvögel darin zu beherbergen?“

Anweit von dieser Gruppe sah ein schlankes Mädchen erwartungsvoll auf die See hinaus. Ihre Augen verfolgten die Schaluppen, die näher und näher kamen. An der allgemeinen Angst schien es nicht theilzunehmen. Es war das schönste Mädchen der Insel und das tugendhafteste. Man nannte sie nur die „Inseljungfrau“. Ihr Vater war der geschworene Feind der auf Raub ausfahrenden Küstenbe-

wohner, der älteste der Fischer auf der Insel: Vater Nicolas.

II.

Unterdessen hatten die Schaluppen im Hafen Anker geworfen, und siebzehn kräftige junge Burschen mit behenden Gliedern stiegen ans Land.

Moïna, die Tochter des alten Nicolas war plötzlich roth geworden, als sie den Fremden näher kam. Einer derselben warf ihr unbemerkt einen Blick zu, den die Inseljungfrau lächelnd erwiderte. Diese Blicke sagten alles. Dann verschwand sie.

Die Fremden gaben sich alle Mühe, um die Insulaner zu beruhigen. „Wir kommen nicht, um mit euch zu handeln,“ versicherten sie den Fischern. „Wir sind nur auf einer Spazierfahrt begriffen.“ Vater Nicolas und noch einige der Insulaner zuckten ungläubig die Achseln. Aber die Fremden enthielten sich thatsächlich jeder Gewaltthat. Sie suchten sich bei den Insulanern gut anzumachen, boten ihnen die Hälfte ihrer Fischjagd an und ließen ein Faß Wein anstecken, um mit ihnen Gesundheit zu trinken. Die Insulaner, die wirklich glaubten, ihre Nachbarn wären zu besserer Einsicht gekommen, zeigten sich sogar dankbar für diese auffällige Liebenswürdigkeit. Namentlich die Weiber ließen sich durch das hübsche Aussehen der Korsaren verlocken.

Vater Nicolas und seinen Freunden kam dieses Auftreten der Fremden nicht geheuer vor. Sie witterten Verrat und warnten die andern, aber umsonst! Denn die angebotenen Gäste fanden Zutritt in den meisten Familien der Insel. Was mochten sie nur vorhaben?

III.

Natürlich hatten die Fremden ihre Küste nicht um einer einfachen Spazierfahrt willen verlassen. Sie führten vielmehr einen geheimen Plan im Schilde.

Unter ihnen befand sich auch ein junger Fischer, den eine edlere Empfindung auf die Insel hergeführt hatte. Ihn führte einzig die Liebe. Und wenn er eines Mädchens auf dieser Insel gedachte, das er auf einer der vorhergehenden Raubzüge kennen gelernt hatte,

dachte der brave junge Mann gewiß nicht daran, sie zu entführen: er war mit der Hoffnung gekommen, das Herz ihres Vaters zu erweichen, des gefürchteten Nicolas. Aber vorher wünschte er die Geliebte noch einmal zu sehen, um mit ihr den heiklen Plan durchzusprechen.

Unweit des Inselhafens hat das Meer das Ufer zu einer Grotte ausgehöhlt, mitten in hochragenden Felsen drin. Rosafarbener Epheu schlingt sich darum, und auf dem feinen Meeressand strecken Algen und Nesseln ihre blaßgrünen Arme aus.

Hier hat vor 3 Monaten Raoul, der fremde Fischer eine Liebe geschworen tief wie der Ocean, der zu ihren Füßen tobte und unendlich wie der Horizont, der sich in nebelichter Ferne verlor.

Auch heute erwartete Raoul die Geliebte an dieser Stätte. Und bald hörte man flüchtige Schritte, Moïna erschien im Dämmerchein, zuerst zögernd, dann, plötzlich wie einer geheimnißvollen Gewalt gehorchend, fiel sie dem Geliebten in die Arme.

„Ich habe mich geängstigt“, leuchtete sie. „So allein zu dir zu kommen . . . Es ist nicht recht, mein Raoul . . .“

„Beruhige dich doch,“ sagte Raoul sanft, indem er einen Kuß auf die Stirn der Jungfrau hauchte. „Beruhige dich, Moïna! weißt du denn nicht, daß dein Raoul dich achtet wie die Madonna?“

„Ich weiß, ich weiß, Raoul,“ stammelte Moïna. „Aber ich kann nichts dafür, ich habe doch noch Angst. Wenn mir jemand nach gegangen wäre! Wenn mein Vater Verdacht schöpfte!“

„Dein Vater? Bald werde ich vor ihn hintrreten. Und dann werden wir glücklich sein!“

„Aber wann denn?“ frug Moïna ungeduldig. „Warum denn nicht gleich, da doch der Frieden mit den deinen gemacht ist?“

Bei diesen Worten überslog ein Zug der Trauer Raoul's Gesicht, was aber in der Dunkelheit Moïna nicht bemerken konnte.

„Höre Moïna!“ sagte er dann entschlossener: „Ich will meine Gefährten allein fortziehen lassen und bei Euch bleiben.“

„Welch' ein Glück!“ jauchzte Moïna, dankbar vor Freude. „Dann verlassen wir uns nie wieder!“

„Aber einstweilen mußt Du mir versprechen,

„Geliebte“ — so fuhr Raoul fort: „Euer Haus nicht zu verlassen, so lange meine Landsleute noch auf der Insel sind.“

„Ich verspreche es dir. Aber warum denn?“ frug Moïna erstaunt.

„Ich kann es dir nicht sagen. Es ist ein Geheimnis, das ich nicht verraten darf. Verlangte nicht mehr zu wissen...“

Moïna wollte eben weiter fragen, als sie in der Nähe die Stimmen von Insulanern hörte. Moïna erkannte diejenige ihres Vaters. Erschrocken verbargen sich Beide in der Grotte, und Vater Nicolas bemerkte nichts, als er, an der Spitze mehrerer Gefährten, einen Blick in die Höhle warf. Das Liebespaar athmete auf.

„Verabschieden wir uns jetzt!“ sagte Moïna leise zu Raoul. „Man darf zu Hause nicht merken, daß ich fehle!“

„Gewiß, meine Liebe!“ flüsterte Raoul, indem er die Braut ans Herz drückte. „Wir müssen jetzt auseinandergehen. Deine Ruhe geht mir über alles, sie ist mir mehr werth als der Augenblick voller Freude, den ich noch gern hätte verlängern mögen. Lebe wohl, und gedenke deines Versprechens: bleibe zu Hause!“

Noch einen Kuß auf die Stirn der Geliebten, und Moïna floh davon wie ein gescheuchtes Wild.

IV.

Um die Insulaner von ihren friedlichen Absichten zu überzeugen, luden die Fremden dieselben zu einem großen Freudenmahle ein. Unter einem mächtigen Zeltdach, das von Masten gestützt und mit Schiffstauen zusammengehalten war, empfingen die siebzehn Korsaren die Geladenen, Männer, Weiber und Kinder. Die Möblirung dieses eigenartigen Festgemachs war so einfach als möglich. Man setzte sich auf den Epheu am Boden, wo Muscheln und Holzbecher standen. Die Novemberkälte wurde durch ein Feuer gemildert, das die Fremden mit gedörretem Dünger nährte.

Nur Vater Nicolas und ein Duzend seiner Gefährten theilte sich nicht an dem Gelage. Die guten Leute bedauerten die Verblendung ihrer Landsleute und sahen

mit Bangen den Folgen der Trunkenheit entgegen, die voraussichtlich der Tollheit die Krone aufsetzen mußte. Als sie abends beisammen am Strande standen, sagte Vater Nicolas:

„Ich will mich hängen lassen, wenn sie diese Dummköpfe nicht voll machen, um ihnen einen Streich zu spielen.“

„Gewiß!“ bekräftigten die andern.

„Es gibt nur ein Mittel, um diesen Streich zu vereiteln,“ begann der alte Nicolas von neuem.

„Sagt es!“ rief es im Chöre.

„Wenn diese Schurken daran sind, sich zu freuen wer hindert uns dann daran, daß wir über sie herfallen und sie zu Boden schlagen? Wir sind unserer zwölfe, sie nur siebzehn!“

„Angenommen!“ schrieen die Gefährten.

In diesem Augenblicke schlugen Jammerlaute an ihre Ohren. Ein ärmlicher Schiffsjunge lief daher, der mit den Fremden gekommen war und sich über die Prügel beklagte, die man ihm unter dem Zelt verabreicht hatte. Der alte Nicolas nahm sich des Burschen warm an und ließ ihm in seinem Hause Speise und Trank verabreichen. Zum Schlusse fragte er den Flüchtling, was seine Landsleute denn eigentlich im Schilde führten.

„Das wißt ihr nicht?“ frug der Kleine verwundert, indem er sich zugleich ängstlich umsah. „Meine Gefährten wollen alle Jungfrauen eurer Insel rauben, wie sie es im vorigen Jahre auf einer andern Insel gethan haben.“

Der alte Nicolas rang nach Fassung bei dieser schrecklichen Enthüllung. Zum Schiffsjungen sagte er nichts. Seinen Gefährten murmelte er zu: „S'ist die höchste Zeit!“ dann verließ er eilig das Haus, die andern folgten.

In einer Ecke der Stube aber war Moïna wie zu Marmor erstarrt. . . .

V.

Jetzt hatte Moïna das Geheimniß ihres Raoul entdeckt. Sie erfaßte nun die Tragweite des Rathes, den er ihr gegeben, aber

auch die Gefahr, in der ihr Geliebter jetzt schwebte. Was ihr Vater eben erfuhr, war ein Todesurtheil über Raoul. Aber wie konnte sie dem Geliebten helfen? Sie durfte auf keinen Fall auffällig erscheinen, damit ja niemand Verdacht schöpfen konnte, Unterquälenden Zweifeln verbrachte sie die Nacht.

Derweil waren Nicolas und seine Leute an die Ausführung ihres Planes geschritten. Die 3 Schaluppen wurden in den Grund gehohrt, ein Spiel der Wellen. Dann holte man Verstärkung heran; sie waren jetzt an die dreißig mit allen möglichen Waffen gerüstet. Der eine hatte eine Harpune, der andere einen Hacken, der dritte ein mit Eisen beschlagenes Ruder. Die übrigen waren mit breiten Messern und Netzen bewaffnet.

Der alte Nicolas theilte jedem sein Amt zu. Es galt von zwei Seiten in das Zelt einzudringen, derweil eine dritte Abtheilung draußen stand, um die Fluchtlinge zu erschlagen.

Es war 6 Uhr Abends. Dichter Nebel lag über der Insel. Nirgend drang der Schein des Mondes durch.

Je näher Nicolas und seine Truppe dem Zelte kamen, wo schon seit einer Stunde das Gefolge begonnen hatte, desto größer wurde der Lärm. Man lachte und jubelte vor toller Freude drinnen im Zelt.

„Sie sind schon betrunken!“ knurrte Nicolas. „Beilen wir uns!“ In der That hatten sich die Insulaner um den Wein lüchtig angenommen. Die Fremden zählten schon die Minuten, nach deren Verlauf ihr Streich ausgeführt werden sollte.

Blötzlich drang eine Donnerstimme durch den Festesjubel. „Po! Hai und Harpune!“ schrie der alte Nicolas in die Verblüfften hinein. „Drauf, auf die Räuber, drauf, ohne Gnade, meine Freunde!“

Und wie der Blitz sprangen die Insulaner drauf los, hoch die Art schwingend, Nicolas mit flammenden Augen an der Spitze. Sie hauen unverzüglich drein, ein Hieb folgt dem andern. Nicolas fährt einem der Fremden entgegen, der mit einem breiten Messer auf ihn zukam. Er erhebt seine Art und schwingt sie zu einem furchtbaren Hieb, der mit zermalmender Wucht niedersaust und dem

Fremden den Schädel spaltet bis auf den Hals...

Zwei andere Piraten liegen ebenfalls schon im Staube. Ihre Gefährten haben sich jetzt vom ersten Schreck erholt und dringen mit ihren Dolchen auf die Gegner ein. Ein fürchterliches Handgemenge entsteht. Die Weiber und Kinder fliehen entsetzt aus dem Gemengel, die halb betrunkenen Insulaner stehen den ihrigen bei. So ist der Kampf ungleich für die Fremden. In wenigen Minuten wälzen sich ihrer zehn im Blute. Jetzt erst denken die sieben Uebrigen an die Flucht.

„Haltet euch gut!“ raunte ihnen der eine zu, der bei dem Bau des Zeltes beschäftigt gewesen war, „und in einer Minute können wir zu den Schiffen laufen.“ Der weiß, daß das ganze Zelt auf den Masten ruht, an denen die Muscheln hängen, die mit brennendem Del das Fest beleuchten sollten. Nur noch ein Licht brannte. Die andern sind im Tumult erlösch. In einem Kayensprung klettert der Muthige hinauf, zerbricht die Muschel mit dem Del und reißt in der Dunkelheit die Stützen des Zeltes zusammen, das mit großem Getöse über die Kämpfenden fällt.

Das ist der günstigste Augenblick zur Flucht. Die Insulaner sind in den Seilen verstrickt und können den Fliehenden nicht gleich folgen, die sich vorsichtiger Weise schon den Ausgängen genähert hatten, ehe das Zelt über den Haufen fiel.

In eiligster Hast rennen die Räuber der Bucht zu. Aber, o Schreck! Die Schiffe sind fort!

Raoul, der auch dem Tode entgangen war, hatte allein sein kaltes Blut bewahrt. Er forderte seine Gefährten auf, sich ins nahe Felsenschloß zu retten, die Festung der Insulaner. Und bald darauf zogen die Sieben über die Fallbrücke ins Schloß.

VI.

Dieses Schloß war in ältester Zeit aus Quarzgestein, ohne Mörtel, in wilde Felsen gebaut. Die Thürme waren halb zerfallen, der Ginsten gedieh darauf. An den hochragenden Mauern brachen sich die Meeresfluthen in weißer Gischt.

Die Insulaner waren den Fliehenden

zwar auf dem Fuße nachgefolgt. Aber als sie ankamen, war die Fallbrücke schon aufgezo- gen und das Gitter herabgelassen.

„Boz Hai und Harpune!“ fluchte Nicolas, dampfend vor Schweiß. „Die Schurken sind uns entgangen. Aber nur Geduld! Der Hunger wird sie schon mürbe machen.“

Sofort wurde eine Wache von zwanzig Mann vor das Schloß postirt, diemehrere Tage hindurch wechselte. Aber die Belagerten machten absolut keine Wiene, sich zu ergeben. Des Nachts blieb alles ruhig im Schlosse. Unter Tags aber sah man die Piraten auf dem flachen Dache spazieren gehen. Einige lagen an den Zinnen und machten sich über die Wache lustig. Am sechsten Tage sangen sie sogar ein Trugsied.

Die Insulaner waren außer sich. Sie vermochten das Räthsel nicht zu erklären. Hier mußte der Teufel die Hand im Spiele haben. Während sie darüber berieten, kam ein Fischer der sagte, er habe in der letzten Woche seine Fischgerte mit dem Netz auf dem Schloß vergessen. Jetzt glaubte man die Räuber lebten von rohem Fisch. Vier Insulaner bemannten alsobald ein Boot, um den Belagerten die Angeln abzuschneiden. Aber nirgends fanden sie Fischangeln im Wasser. Obendrein hatte man ihnen vom Schlosse aus noch einen Ballast Steine ins Schiff geworfen, ohne das jedoch einer dabei Schaden nahm.

Wieder vergingen zwei Tage, und die Festung hatte sich noch immer nicht ergeben. Nicolas blieb außer sich vor Wut.

Da, am Abend des dritten Tages merkten Fischer plötzlich, daß eines ihrer Boote nachts oft ohne ihr Wissen auf's Meer ging. Sie legten sich deshalb auf die Lauer und hatten den Schiffsjungen mitgenommen, der in jener Nacht zu Nicolas gelaufen war. Plötzlich schrie der Junge auf. „Hier ist das Boot, das heute Nacht abgeht!“

„Ja, warum denn?“ frugen die Fischer erstaunt. „Da, sehet!“

Und die Fischer gewahrten im Innern des Bootes einen mit allerlei Lebensmitteln gefüllten Sack. Brot, Fleisch war da, und Fische, sogar eine Flasche köstlichen Weines. Daneben lag ein langes Seil.

Jetzt war das Räthsel gelöst, wenigstens theilweise. Wenn man nun wußte, daß jemand jede Nacht, bald in diesem, bald in einem andern Kahne den Belagerten Munition brachte, so kannte man doch den Verräter selber noch nicht.

Eilenden Schritts gingen die Fischer zu Nicolas.

VII.

Vater Nicolas saß gerade zu Hause bei Frau und Tochter, die Netze flickten, als die Fischer plötzlich in die Stube traten mit dem Schiffsjungen an der Spitze, der triumphirend seine Entdeckung erzählte.

„Diesmal ent schlüpfen sie uns nicht!“ rief Nicolas freudig aus. „Habt Ihr Wachen dort gelassen?“

„Nein, das nicht!“ antworteten die Fischer etwas bellommen. „Aber es ist auch nicht nöthig. Der Freund der Fremden arbeitet ja nur des Nachts.“

„Allerdings!“ fiel Nicolas ein. „Und dann weiß er ja nicht, daß wir auf seiner Spur sind. Das gibt einen Spaß! Wir schmeißen den Kerl vom höchsten Felsen herab. Da er so gut die andern speisen kann, soll er selber einmal den Fischen zur Nahrung dienen!“

Die Fischer lachten wild auf über diese Worte. Sie nahmen nicht gewahr, daß Moïna, die Tochter des alten Nicolas plötzlich verschwand.

Bald brachen sie auf. Als sie aber an die Bucht kamen, war das Boot mit den Lebensmitteln schon fort.

Nicolas fluchte alle Haie des Meeres zusammen und ließ in der Hast drei Boote zur Verfolgung des Verräthers in die See gehen.

In wenigen Minuten hielten die Fischer vor den schwarzen Schloßmauern. In der Dunkelheit hörten sie eine Stimme, die nach oben rief: „Seid ruhig, man verfolgt mich!“

„Ist das nicht eine Weiberstimme?“ flüsterte ein Fischer dem alten Nicolas ins Ohr.

„Am so besser!“ gab der zur Antwort.

„Die Haie werden sich freuen. Noch ein Ruder Schlag, und wir haben die Schloßjungfer blofirt!“

Die Fischer setzten nochmals ein, und das geheimnißvolle Boot befand sich in ihrer Mitte.

... wenigstens
 ... daß jemand
 ... in einem an-
 ... nition brachte.
 ... er selber noch
 ... die Fischer zu
 ... aufe bei Frau
 ... die Fischer
 ... dem Schiffe-
 ... während seine
 ... nicht!" rief
 ... Wochen dort
 ... die Fischer
 ... auch nicht
 ... arbeitet ja
 ... „Und dann
 ... er Spur sind.
 ... weisen den
 ... Da er so gut
 ... über einmal
 ... über diese
 ... daß Weina,
 ... möglich ver-
 ... aber an die
 ... en Lebend-
 ... Meer zu-
 ... Boote zur
 ... See gehen.
 ... die Fischer
 ... n. In der
 ... t, die nach
 ... folgt mich!"
 ... me?" rief
 ... ins Ohr.
 ... Antwort.
 ... ch ein Au-
 ... löschungfer
 ... und das
 ... ter Wirtte.



Eine Sekunde später baumelte sie in der Luft, unsichtbar in den Schatten der Stadt

Aber es war leer! Der Steuermann und das lange Seil waren verschwunden, nur die Lebensmittel lagen noch am alten Platz.

Wieder suchte Nicolas. Aber was half's? Ein scharfer Wind piff über die See. Man hörte und sah nichts mehr. Nach einer halben Stunde schickte Nicolas zwei Boote zurück und ließ das dritte zur Beobachtung verweilen. Er selber landete vor dem Schlosse und mengte sich unter die Wache.

Nicht lange stand er da, als sein Weib jammernd auf ihn zugehauert kam. Erschrocken eilte Nicolas auf sie zu und empfing die Armenlose in seine Arme.

„Ich herbe, Nicolas, es ist mein Tod! ... Unsere Moïna ist die Verrätherin, die den Banditen Speise bringt.“

„Moïna!“ entrang es sich der leuchtenden Brust des Alten. Wie ein Blitzschlag hatte dieses Wort gewirkt. Ein peinliches Schweigen lag über der Gruppe. Nicolas drückte seine Frau ans Herz, derweil zwei dicke Thrämentropfen über das watterharte Gesicht liefen, die ersten in seinem ganzen Leben.

Dann raffte er sich auf. „Webe ruhig nach Hause!“ gebot er dem Weibe. „Ich muß nachdenken. Der Himmel wird mir vielleicht einen guten Gedanken eingeben. Heilige Jungfrau, wach' ein Unglück! Aber wie laust du zur Entdeckung?“

„Der Schiffsjunge hatte Verdacht geschöpft,“ sammelte die Frau. „Er sah Moïna blaß und roth werden, während er erzählte. Er ging ihr nach und sah alles. Als er zurückkam, warst ihr schon auf der See...“

„Genug!“ sagte Nicolas entschlossen. „Behalte jetzt und zähle auf mich!“

„Aber du wirst Moïna retten! Es ist unser einziges Kind!“ rief die Mutter. Und statt einer Antwort umarmte sie der Alte. Dann eilte er rasch zu seinen Gefährten.

VIII.

Moïna war es in der That gewesen, die den Belagerten Nahrung zuführte. Und mit der Fischangel, die sie oben fanden, jagten sie die Munition hinauf. Da aber die Lage immer schwieriger wurde, hatte Moïna den Räufern ein langes Seil bringen wollen, das ihnen zur Flucht hätte dienen können.

Die Erzählung des Schiffsjungen demog Moïna ihre Rettungswerk zu beschleunigen. Aber es gebrach ihr an der nöthigen Zeit. Als das Seil schon oben an der Mauer befestigt war und die Belagerten sich daran machten, herunterzugleiten, kamen plötzlich die Insulaner mit Nicolas.

In der Verzweiflung befestigte sich Moïna am Seil und rief den Räufern mit erschütterter Stimme zu: „Zieh'et auf!“ Eine Sekunde später baumelte sie in der Luft, unsichtbar in den Schatten der Nacht und kam ohne Schaden genommen zu haben, auf der Terrasse des Schlosses an.

Beim Morgenrauschen hatten sich die Insulaner, unter denen sich die Krande vom Vorgefallenen wie ein Lauffeuer verbreitete, vor dem Schlosse versammelt in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Männer wollten Moïna nicht verzeihen. Doch waren die Weiber milder gestimmt.

Schließlich kamen Männer und Weiber darin überein, daß der Fall zunächst den alten Nicolas anginge und daß man sich seinem Beschlusse fügen müsse. Alle schauten darum stillschweigend dem Alten nach, der sich vor der Fallbrücke stellte mit der Gewißheit, daß die ihrer Nahrung beraubten Räufer nun verhandeln würden.

Mit dem ersten Sonnenstrahl erschienen auch die Belagerten auf der andern Seite der Fallbrücke. Ihnen zuvor schritt Raoul, Moïna an der Hand führend. Eine angstvolle Stille entstand.

Als er dicht ans Gitter herangekommen war, bot Raoul mit lebender Stimme:

„Gnade für dieses junge Mädchen!“ rief er. „Und was verlangst du für dich?“ fragte Nicolas in rauhem Tone.

„Wenn ich sie mit meinem Leben bezahlen kann, bin ich bereit, Vater Nicolas!“ gab Raoul zur Antwort.

Bei diesen Worten glug ein Beifallsmurmeln durch die Menge. Die Weiber klatschten in die Hände. „Gnade für alle!“ rief es aus dem Haufen heraus.

Mit einer Handbewegung beschwichtigte Nicolas das Volk. Er watter die Stille ab und schritt dicht vor's Gitter, indem er mit

weithin vernehmlicher Stimme rief: „Ich werde Gnade erlassen, wenn meine Tochter Moïna nach der Rührung aller würdig ist.“

Moïna kniete zur Erde und kreuzte die Arme über der Brust. Die blauen Augen erhob sie zum Himmel. Sie waren rein wie die der Engel.

„Sie ist noch immer die Jungfrau der Insel,“ rief Raoul laut. „Ich schwöre es!“ „Schwöre da es auf dieses Bild!“ wandte sich Nicolas zu seiner Tochter, indem er eine Medaille der hl. Jungfrau emporhob.

„Ich schwöre es!“ gab Moïna zur Antwort. Und der Friede wurde geschlossen.

Die Fremden blieben auf der Insel und betrahteten sich dort ein. Noch heute findet man in der Sprache geschichtliche Spuren dieses Ereignisses.

Daß Raoul und Moïna nun ein überglückliches Paar wurden, brauchen wir unsern Lesern nicht mehr zu versichern.

Wer ist der Edelere?

Ein Hebräertragödie aus dem Vortrage.
(Mit einer Uebersetzung.)

I.

Einige Meilen von Pretoria entfernt lag das Nielsen's große Farm. Der alte Nielsen war bis vor wenigen Jahren in Natal, in der Nähe von Glandslangte, ansässig gewesen, hatte also unter englischer Oberherrschaft gestanden, sich aber trotzdem im Geheimen einen treuen Bürger Transvaals genannt. Erst als die englische Annexion immer weiter ging, war er „getreut“, hatte die fetten Weidegründe Natal's mit den nicht minder guten bei Pretoria vertauscht, und hier nun durfte er sich ungestraft als echter transvaalischer Bürger zu erkennen geben.

Als Ausnahme in dem sonst mit so zahlreicher Nachkommenschaft gesegneten Buren-geschlechte besaß das Nielsen nur ein einziges Kind, eine Tochter, jetzt im zwanzigsten Jahre lebend, an welcher der einsame Wittwer denn auch mit ganzem Herzen hing und darin doch noch Platz hatte zur Liebe für seinen „Neffen“ Francois.

Dieser Neffe war nicht im Entferntesten mit ihm verwandt sondern „mya Keres“

nennt der alte Bur eben jeden jüngeren Mann, den er gern hat, wie ja auch er der „Oom“ ist.

Francois entstammte einer alten elsässer Offiziersfamilie. Durch den deutsch-französischen Krieg und seine Folgen zur Waise geworden, hatte sich ein Verwandter, welcher nach Südafrika auswandern wollte, dem mittellosen Knaben erbarmt und ihn mitgenommen. Der Verwandte erhielt eine Stellung auf Nielsen's Farm, und als er starb, war es für einen Buren ganz selbstverständlich, daß er den nun völlig verlassenen Francois erst recht bei sich behielt, aber nicht nur das, der Bur gewann den Knaben immer lieber, und wenn er ihn auch nicht adoptierte, weil er so etwas überhaupt gar nicht konnte, so galt „Nesse Francois“ doch allgemein so viel wie sein Sohn und als sein dereinstiger Erbe.

Und Francois vergalt die ihm erwiesene Liebe reichlich. Als Knabe war er der kleinen Anna, die bei der Geburt die Mutter verloren, treuer Kinderwärter; als Jüngling wurde er des Mädchens ritterlicher Beschützer, und im Spiel in Natal's Fluren und Schlachten wuchs ein herrliches Paar empor, einander gleich an Schönheit, Geist und Tugend.

Wohl war der alte Nielsen ein echter, zäher Niederländer, doch darf man nicht glauben, daß sich die Buren gegen alle Neuerungen grundsätzlich verschließen. Besonders thun sie das nicht, wenn es gilt, Bequemlichkeit mit Repräsentation zu verbinden, und ebenso gern gehen sie jedes Geschäft ein, machen jedes Unternehmen — wenn es sicher und viel Geld einbringt, das allerdings vorangesezt.

Jeder nur einigermaßen begüterte Bur ist in seinem Herrenhaus komfortabler eingerichtet als mancher deutsche Rittergutsbesitzer, auch auf der entlegenen Farm fehlt nie ein Klavier oder Harmonium, von weit her werden Lehrer geholt, denn die Töchter müssen Klavier spielen, Englisch und Französisch lernen, und die Edhne besuchen in Capstadt oder Pretoria gute Schulen. Sonst aber, in der Lebensweise, herrscht auch bei den reichsten Buren die denkbarste Einfachheit, auch die „höhere Tochter“ wird zur strämpsfehidenden Bauernfrau, der ehemalige Klavierspieler zum schlichten Kadersmann und Viehzüchter.

So wurden auch diese beiden Kinder sehr

gut erzogen. François kam nach Capstadt auf die hohe Schule, als er zurückkehrte, war der Umzug nach Transvaal erfolgt, und nun schickt ihn der Ohm gar noch nach Amsterdam, daß er dort das Technikum besuche, etwas, was sich die reichen Buren mit ihren Söhnen sehr oft leisten. Aber der alte, schlaue Nielsen hatte dabei noch etwas ganz Besonderes im Auge.

Eine schwere Stunde des Abschieds kam, aber auch die eines fröhlichen Wiedersehens folgte. Der junge Mann, dem schon ein stattlicher Schnurrbart sproßte, aber im Herzen noch ein Kind, hatte ein Mädchen mit eckigen Formen verlassen; als herrlich knospende Jungfrau fand er Anna wieder.

Nun erst rückte Clas Nielsen mit seinem längstgehegten Plan heraus. In Transvaal wucherte der Mais wie Unkraut, aber eine Maisbrennerei gab es in ganz Afrika noch nicht. Vorwärts, François, nach Nordamerika, dort ist die Maisbrennerei zu Hause, du bist Ingenieur, du studirst sie, und dann errichten wir hier die erste Brennerei.

Auf zwei Jahre wurde die Studienreise angesetzt. Diesmal war es zwischen den beiden jungen Leuten ein ganz anderer Abschied als der vorige. Beide standen sich stumm gegenüber, François rang nach Fassung, und Anna weinte leise.

„Anna, wirst du mir treu bleiben?“ fragte er endlich.

Da schlug sie verwundert die schönen blauen Augen zu ihm auf.

„Warum soll ich dir nicht treu bleiben, François? Der Vater ist alt — ich habe niemand anders auf der Welt als nur dich.“

Noch ein Händedruck, und mit stolz erhobnem Haupt und die schönen Züge strahlend vor Glück ging er in die Fremde.

Auch diese zwei Jahre vergingen — und vor Transvaals Thür stand der Krieg.

II.

François war zurückgekehrt. Wie ein Dieb schlich er sich heimlich in das heimatliche Gehöft ein, denn er wußte, wenn ihn erst der alte Ohm zu fassen bekam, dann vergingen Stunden, ehe er Anna sah, und zu dieser mußte er doch erst, und dabei droht ihm das Herz vor Seligkeit zu springen.

Da stand sie plötzlich vor ihm, eine gereifte Jungfrau von herrlichen Formen, und um den Kopf trug sie ein rothes Tuch mit Silberstickerei, wodurch die Burenmädchen zu erkennen geben, daß sie ihre Hand bereits vergeben haben; um ihm das so zu sagen, was sie dann vielleicht nicht aussprechen konnte, hatte sie es für ihn angelegt.

Eine dunkle Röthe ergoß sich über ihr anmuthiges Antlitz, namenlose Jubel sprach daraus, sie breitet die Arme aus, doch plötzlich wich die Freudesröthe einer Todesblässe, und die ehrbaren Hände führen nach dem Kopftuche, als wollten sie dieses abreißen.

François war ein gewandter Weltmann geworden, wenigstens äußerlich, aber so vieler Schönheit und Anmuth, solchem Glücke war er nicht gewachsen, wie bezaubert stand er da.

Die Dazwischenkunft Nielsens machte diesem stummen Gespräch ein Ende.

„Halloh, schon da, François? Denke dir, die Blässe hat schon wieder gekalbt, weißt du, die einhornige — ein Staatsvieh! Na, guten Tag auch. Anna, schlage den Kaffernjungen hinter die Ohren, sie jagen wieder die Hühner. Komm' rein, ihr könnt euch dann guten Tag sagen.“

So begrüßt ein alter Bur den, den er wie sein eigen Blut und Fleisch liebt, nach zweijähriger Abwesenheit.

François war ihm in die große Stube gefolgt. Aber vom Geschäft begann der Ohm nicht, denn das war zur jetzigen Zeit ausichtslos. Er füllte zwei Holzkrüge mit Landwein, goß aus dem einen etwas auf die glatte Tischplatte und fing an, die Positionen der Engländer zu markiren und die Vertheidigung der Buren klarzulegen.

„So — so ist's. Kommen sie hier herein, dann schlagen wir sie hier, wenn sie jedoch dort angreifen, dann prügeln wir die Engländer dort gerade so, machen sie aber alle zusammen hier herum, dann“

Ohm Nielsen wischte die ganze Zeichnung und mit ihr die Grenzen Transvaals mit der flachen Hand aus und stützte seufzend den Kopf auf die braune Faust.

„. . . Junge, dann können wir nur noch zu unserm lieben Hergott beten.“

Er stopfte sich bedächtig eine Pfeife, wozu

er eine Viertelsunde braucht, und einstweilen herrscht eine Stille wie in einem Sterbezimmer, nur der Todtenwurm pocht im Holz.

„Nun von etwas Anderm,“ begann Ohm Nielsen wieder, und abermals zeichnete er im vergoffenen Nebenblut, er malte Hügel und setzt kleine Kreuze darauf. „Ich hätte dir's geschrieben, aber ich kann ja nicht schreiben, und Anna hatte sich in den Finger geschnitten. Ja, die Anna will heirathen, das heißt, es will sie jemand heirathen, und sie will auch. Du kennst doch den Pferdeshändler — nein, du kennst ihn nicht, du warst kaum fort, da kam ein neuer, von dem alten wollte ich nichts mehr wissen, der hat mir einmal einen falschen Hundertguldenschein gegeben — aber der neue ist ein braver Kerl, und ein guter dazu, hat zehntausend Gulden baar, da kann er bei mir einheirathen, und von Viehkrankheiten versteht er etwas, und reiten kann er, und das Vieh behandelt er auch gut — da wird er meiner Anna schon auch gut sein.“

Der alte Bur räuspert sich und wischt mit der Fingerspitze die Augenwinkel aus. Das pfeisende Athmen neben sich hörte er nicht.

„Na, wie's so kommt,“ fuhr der Ohm fort, „die beiden haben sich eben gern. Selbstverständlich giebt's jetzt nichts mit der Heirath, erst muß der Krieg vorbei sein, so oder so. Anna freilich wollte gleich, hat mich gebettelt genug, wie nun Frauenzimmer einmal sind, aber der Gustav hat das Herz auf dem rechten Fleck — gib't's nicht, so oder so — 's ist zwar von Geburt ein Ausländer, aber doch ein rechter Burgher geworden — so wie du — und reiten und schießen kann er, wie nur einer. Na, was sagst du dazu?“

Zum ersten Male blickte er den Neffen an. So war es ihm entgangen, was sich in dessen Herzen bei dieser Eröffnung abgespielt hatte, denn es hatte sich auf seinen Bügen wieder gespiegelt, so sehr er auch dagegen gekämpft hatte.

„Ich — ich freue mich sehr,“ murmelte er mit aschfarbenen Lippen. „Wie heißt — dieser — Mann?“

„Er heißt Gustav . . . Ja, ist dir schlecht?“

„Nein — nicht sehr — der Klimawechsel.“

„Das kommt manchmal vor, wird schon vorüber gehen. Ja, François, du könntest ihn

eigentlich kennen, er ist nämlich auch aus Straßburg wie du, sein Vater war auch ein Offizier wie deiner, aber ein Deutscher, und als ich ihm von dir erzählte und ihm deinen Namen sagen wollte, das heißt, ich wollte nur, ich brachte ihn nicht heraus, den vertrockneten Namen, der gerade so klingt, als wenn man ein Ferkel am Schwanz zieht — Kui — Kui . . .“

„Quillerant. Wie heißt er?“

„Ja, als ich ihm von dir erzählst, da wurde er plötzlich so komisch . . .“

„Ohm! Ohm Glas! Wie heißt er?“

„Gustav Dankwart. Junge, was ist dir!“

François lag zurückgelehnt und röchelnd im Stuhl.

„Gustav Dankwart — Straßburger — Sohn eines deutschen Offiziers,“ hauchte er, „Ohm, wenn ich Annas Bräutigam einmal sehen könnte!“

„Jawohl, jetzt, er ist ja im Wohnzimmer bei der Anna, da kannst du gleich eine Tasse Kaffee trinken, die wird dir gut thun.“

„Ich — komme!“ —

Ein schöner stattlicher Mann mit blondem Lockenkopfe war es, an dessen Brust sich Anna schmiegte.

„Nun weißt du Alles, Gustav,“ flüsterte sie mit thränenden Augen zu ihm aufblickend, „es war ein unseliger Irrthum von ihm. Als ich ihn erkannte, fühlte ich mich immer schuld- bewusst, noch mehr, da ich nie wagte, ihn aufzuklären; nun ich dir aber gebeicht, fühle ich mich wieder frei. Kannst du mir verzeihen?“

„Wenn ich dir überhaupt etwas zu verzeihen hätte, ja,“ entgegnete er und küßte sie zärtlich. „Sprich du eben so offen zu ihm wie zu mir, und wenn sein Charakter so edel ist, wie du ihn mir geschildert, wird er unser Glück nicht trüben.“

Die Thür öffnete sich, neben Ohm Nielsen erschien François, auf der Schwelle stehend bleibend. Sein Anblick mit den fest verzerrten Bügen und den hervortretenden Augen war ein schrecklicher, der vorausgehende Farmer hatte ihn nur nicht gesehen.

Ein gellendes Gelächter schrillte durch das Zimmer.

„Gustav Dankwart aus Straßburg, bist du

der Sohn des deutschen Majors Eduard Dankwart?"

Eine furchtbare Erregung ergriff die Anwesenden bei dem Ausbruch des wahrscheinlich wahnsinnig Gewordenen, schützend preßte der junge Deutsche das Mädchen an sich.

"Ich bin es," stammelte er, "und wer . . ."
"Und ich bin François Quillerant, der Sohn des französischen Kapitäns Jules Quillerant."

Entsetzt, wie vor einem Gespenst, taumelte Gustav zurück.

Die erste, welche ihrem Schreck lauten Ausdruck gab, war Anna. Aber sie dachte an etwas anderes.

"François", schrie sie auf, "ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, ich habe dich nicht betrogen, habe dich nur lieb gehabt wie meinen Bruder"

Eine Handbewegung, die mehr sagte als Worte, unterbrach sie.

Dann trat er einen Schritt vor, drohend die Faust gegen den Deutschen schüttelnd.

"Gustav Dankwart, dein Vater hat meinen Vater und meine Mutter gemordet, nun raubst du mir auch noch meine Braut?! den Tod über dich!!"

Schmetternd fiel die Thür hinter ihm in's Schloß.

Welche Stimmung diese Scene in dem sonst so friedlichen Burenhause hinterließ, läßt sich denken. Gustav konnte die beste Aufklärung geben. Es war eine Tragödie aus dem Leben, würdig, dramatisch behandelt zu werden.

Jules Quillerant und Eduard Dankwart waren gute Freunde gewesen, obgleich der eine ein patriotischer Franzose, der andere ein unverfälschter Deutscher war, und obgleich sie auch noch beide ihre Nation vertraten, indem ersterer aktiver Offizier, letzterer ein solcher in der Reserve war. Dankwart war als Agent eines deutschen Handelshauses in Straßburg anständig, und wer als Gast in einem fremden Lande weilt, hat als gebildeter Ehrenmann überhaupt kein Recht, seine Farben zu zeigen, — kurz, die beiden waren die besten Freunde und bekriegten einander nur auf den unblutigen Schlachtfeldern des Schachbrettes.

Da aber kam die Liebe dazwischen, welche international ist und außer aller Berechnung

steht. Beide liebten ein und dasselbe Mädchen und warben um sie; Cécile bevorzugte ohne Bedenken Jules Quillerant, nicht etwa darum, weil sie eine Französin und er ein Franzose, sondern einfach darum, weil sie diesen Mann liebte und den andern nicht.

Seitdem waren die beiden Feinde. Es war dies sehr zu bedauern, allein daß ein Nebenbuhler entsagungsvoll zurücktritt und auch gar noch den liebenden Bund segnet, das kommt wohl sehr häufig auf der Bühne und in Romanen vor, aber im realen Leben kommt so etwas leider so selten und dann so versteckt vor, daß man wenig davon merkt. Das Weib kann opferfreudig entsagen, ja, das liegt in ihrer Natur, aber nicht so leicht ist der Mann imstande. Nicht daß sich Beide nun duellirt hätten, dazu waren sie zu vernünftig und gewissenhaft, sie grüßten sich sogar beide noch hochachtungsvoll auf der Straße, denn einer hält den andern noch ebenso ehrenhaft wie früher, aber sie spielten nicht mehr zusammen im Café Schach und dachten — was eben Nebenbuhler denken.

Dankwarts Geschäft erlaubte nicht, daß er deswegen Straßburg verließ. Warum auch? Er heirathete bald eine andere. Straßburg ist groß genug, daß zwei glückliche Paare nebeneinander leben können, und doch nicht so groß, als daß nicht der Nebenbuhler und Cécile einmal den glückstrahlenden Dankwart seine junge Frau am Arme führend hätten sehen können.

Der Krieg brach aus. Quillerant blieb in Straßburg, Dankwart nahm seinen Rang in der deutschen Armee ein. Durch großen Verlust an Offizieren und durch seine Fähigkeiten wurde der noch junge Mann bald zum Major ernannt und an der Belagerung von Straßburg nahm er als stellvertretender Kommandeur eines Regiments theil.

Eines Nachts wurde ein französischer Spion gefangen, der in der Maske eines deutschen Infanteristen in den Schanzgräben herumgeschlich. Spione müssen sein, ein geriebener Schuft kann seinem Vaterlande oft mehr dienen als der größte Kriegstaktiker, aber während man den gemeinen Soldaten, welcher den Widerstand aufgibt, fessellos in die Gefangenschaft transportirt, wird der

Spion mit Fußtritten zum Galgen befördert, und wenn es ein Edelmann wäre.

Man hatte im Rock- und Mützenfutter des gefangenen Franzosen Zeichnungen der deutschen Artilleriestellungen gefunden. Er wurde vor den Kommandeur geführt, und Eduard Dankwart wollte seinen Augen nicht trauen, als er in ihm Jules Quillerant erkannte. Dieser bethenerte seine Unschuld. Ja, er habe sich die deutsche Uniform schon in Straßburg angelegt, aber wie nun die ganzen frischen Papiere hineinkämen, das wisse er nicht. Er sei beauftragt gewesen, weil er die Gegend am besten kenne, sich durch die Reihen der Feinde zu schleichen, um einem in der Nähe stehenden General eine wichtige Depesche zu bringen — diese Depesche wurde auch bei ihm gefunden, — nun könne er wohl gefangen gehalten, aber doch nicht als Spion behandelt werden, das sei doch nicht ehrlos. Die anderen Papiere seien ihm ein Räthsel.

Dankwart glaubte ihm auf's Wort. Solch einer Spionage war Quillerant nicht fähig. Hier lag einfach ein Räthsel vor, aber hier war weder Zeit noch gab sich jemand große Mühe, solche Räthsel zu knacken. Dankwart that sein Möglichstes, die Sache wenigstens hinauszuschieben, aber es gelang ihm nicht, und dann wurde er manchmal selbst irre, die Beweise waren zu erdrückend, es häufte sich noch gegen den Spion an — kurz, der Kommandeur mußte das Todesurtheil unterzeichnen, und er glaubte, aus der Feder flöße sein Herzblut. Auf seinen Befehl wurde sein einstiger Freund und Nebenbuhler erschossen.

Bald darauf plauderte ein französischer Gefangener, den man ebenfalls in deutscher Uniform erwischt hatte, die Wahrheit in der Trunkenheit aus. Er war der wirkliche Spion, er hatte jene Zeichnungen gefertigt und in seinem Waffenrock untergebracht gehabt. Als man Quillerant ergriffen, hatte man ihn zuerst in einen engen Raum gebracht, wo er entkleidet wurde, in derselben Zelle befand sich auch der andere Spion, und in einem unbewachten Moment wußte er seinen Uniformrock und seine Mütze mit denen des anderen zu vertauschen, ihm auch noch die Depesche mit taschenspielerartiger Fertigkeit zurück zu eskamotiren. Nun konnte man ihm

nicht mehr beweisen, Quillerant wurde für ihn erschossen.

Als dieses Dankwart erfuhr, wäre er in Wahnsinn verfallen, hätte ihn seine verantwortliche Pflicht nicht aufrecht erhalten.

So weit erzählte Gustav, und wäre François zugegen gewesen, er hätte alles bestätigt.

Um gleich bei Gustav zu bleiben, so wurde dieser Kavallerieoffizier in der deutschen Armee, beim Tode seines Vaters zeigten sich schlechte Vermögensverhältnisse, er quittirte das kostspielige Leben und wurde nach Südafrika geworfen, wo er sich bald als Pferdekenner einen Ruf erwarb, bis er sich selbstständig machte. Er kaufte den Buren Pferde ab, und bei dieser Gelegenheit hatte er Anna gesehen und erobert. Solch ein Beruf führt in die höchsten Preise, Gustav war noch immer der schneidige Cavalier und Sportsmann, was nicht ausschloß, daß er jetzt an Annas Seite ein schlichter Bauer werden wollte, denn was vermöchte die Liebe nicht. Bürger von Transvaal war er schon lange.

François hätte nur noch etwas hinzufügen können. Cécile befand sich mit ihrem Knaben in Straßburg, als sie die Erschießung und dann auch die erwiesene Unschuld ihres Vaters vernahm. Nicht einmal Quillerant hatte auch nur mit einem Gedanken daran gedacht, daß Dankwart solch eines Racheaktes fähig wäre, aber für Cécile war es sofort feststehende Thatsache: Eduard hatte den verhassten Nebenbuhler ermordet und zugleich der, die ihn einst abgewiesen, einen tödtlichen Schlag versezt.

Denn das ist der Charakter der Frau. Dem unbefangenen Auge erscheint so etwas zuerst als unverzeihbare Schwäche, Blindheit, Eigenliebe, oder wie man es sonst nur nennen mag, wenn man aber diesen Charakter sorgfältig analysirt, was hier nicht der Fall sein kann, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß gerade diese furchtbare Rücksichtslosigkeit und dieses Mißtrauen gegen alles, was gegen die geliebte Person geht, eine der markantesten Eigenschaften des Weibes ist.

Cécile hatte niemand anders als ihren Sohn, dem sagte sie, was sie dachte, François war noch zu klein, um Sehnsucht nach Rache haben zu können, aber wenn man solche Ge-

denken Tag für Tag in das Herz eines Kindes legt, so gehen sie schließlich in Fleisch und Blut über wie die Muttermilch.

Madame Quillerant starb, wie man zu sagen pflegt, bald danach an gebrochenem Herzen, und für François war jener deutsche Major der Mörder seines Vaters und seiner Mutter. Erzählt hatte er noch niemand davon.

Wie er sich benehmen würde, wenn er dem Mörder gegenüberstände, konnte er sich in seiner wild erregten, leidenschaftlichen Phantasie lebhaft ausmalen: ihn sofort tödten. Aber was sind Gedanken! Wie er sich in Wirklichkeit verhalten wird, das konnte nur die Erfahrung lehren.

II.

Den ganzen Tag hatte sich François nicht blicken lassen. In seinem Herzen aber tobte ein Kampf. Es war ein Kampf zwischen Gut und Böse. Sollte er den Sohn des „Mörders“ seiner Eltern verschonen, sollte er Gott allein als Räter des „Verbrechens“ anerkennen, oder sollte er, dem Drange seiner Machelust folgend, auf die bekannte Weise „Sühne“ für das „Unrecht“ fordern? Welche Erwägungen siegten, wird sich sogleich zeigen.

Am Abend saß Gustav, in trüben Gedanken versunken, in dem ihm eingeräumten Zimmer, als es kurz anklopfte und François eintrat.

„Verzeihen Sie mein heutiges Benehmen Ihnen gegenüber,“ begann er ohne Umschweife, „Sie können meine Erregung begreifen.....“

„Monsieur Quillerant, lassen Sie uns als vernünftige Menschen zusammen sprechen...“

„Nein, geben Sie sich keine Mühe, jedes Wort wäre verschwendet,“ unterbrach diesmal François den anderen, jedoch mit Ruhe. „Die Erde ist zu klein, als das wir beide auf ihr ruhen könnten.“

„Für mich nicht.“

„Aber für mich. Lassen Sie uns die Sache wie Cavaliere erledigen. Nehmen Sie an, dieses Glas sei voll...“

Er ergriff ein leeres Weinglas und that, als schwibbe er den Inhalt dem Deutschen in's Gesicht.

„Als Offizier werden Sie wissen, was dies

bedeutet, als Cavalier werden Sie wissen, was Sie zu thun haben.“

Der junge Mann wechselte die Farbe, und es begann auch in seinem Herzen ein kurzer, aber heftiger Kampf zu toben. Die Gedanken an Gott, Ewigkeit, Beleidigung, Sühne jagten einander in wildem Sturme — ein Entschluß, und... er sah das im Geiste schon aufgebaute Glück an Annas Seite in Scherben am Boden liegen. Kurz sprach er:

„Ich acceptiere die Beleidigung. Bestimmen Sie die Waffen.“

Wie ein Wetterleuchten ging es über das schöne Antlitz des Franzosen. Aber eben so schnell wich es einem niederschlagenem Ausdruck, und wie er da stand, die Lippen fest zusammengepreßt, ging ein Kampf in seinem Innern vor, den Gustav wohl bemerkte, den er aber ganz unerklärlich fand.

„Pistolen,“ entschied endlich François kurz, „dreimaliger Kugelwechsel, zehn Schritt, fünf Schritt, über das Taschentuch. Einer von uns muß bleiben. Sie haben den ersten Schuß.“

„Pistolen, ich habe den ersten Schuß,“ wiederholte Gustav flüsternd, aber es klang wie ein Frohlocken hindurch. „Wann? Wo? Sekundanten?“

„Ich denke, Sekundanten bedürfen wir nicht.“

„Wie Sie wünschen. Und wo? Ich kenne die Gegend hier nicht.“

François trat an das Fenster und deutete auf einen Waldsaum.

„Dort, wo das Kopje zwischen dem Walde und diesem Hause liegt, befindet sich eine Waldblöße. Morgen früh um sechs Uhr.“

„Sie werden mich dort finden, sorgen Sie für Pistolen.“

Der Franzose verbeugt sich mit ceremonieller Höflichkeit und verließ das Zimmer. Er begab sich nach den weitausgedehnten Pferdeställen und betrat ein kleines Häuschen, in dessen einzigem Raume ein alter, weißhaariger Mann mit rohen Gesichtszügen und blauröthlicher Nase Feuerspähne schnitzte, aus einer Kalkpfeife einen gräßlich riechenden Qualm lockend.

Old Tommy befand sich schon seit zwei Jahrzehnten in Nielsens Diensten. Er war

ein Engländer und mußte eine dunkle Vergangenheit hinter sich haben, niemals sprach er über seine Jugend, noch jetzt aber verstand er Kunst, die man sonst nicht bei biedern Meistern lernt, nicht nur, daß er, wenn einmal ein Schlüssel fehlte jedes Schloß mit Leichtigkeit öffnen konnte, sondern er verstand auch seinen Körper durch jedes Loch zu schieben, durch das er nur den Kopf zwingen konnte, trotz der breiten Schultern; darin war er wie ein Aal. Dann sagte er aus der Karte wahr, konnte Schwerter verschlucken, braute Tränklein und trieb anderen Hokusfokus. Jedenfalls hatte er früher so zwischen Cirkuskünstler, Landstreicher und Einbrecher die Mitte gehalten.

Niemand konnte den alten, schielenden, widerlichen, unheimlichen Gesellen leiden, auch Ohm Nielsen nicht, er wußte, daß Old Tommy wie ein Rabe stahl, außerdem war er jeden Tag mindestens einmal betrunken, aber er war ihm unentbehrlich geworden, denn Old Tommy verstand wie kein Zweiter trank Pferde und Rinder zu furiren.

Zwischen dem jungen François und dem alten Knasterbart herrschte ein eigenthümliches Verhältniß. Old Tommy war ein vorzüglicher Reiter und ein noch besserer Fechter, hatte aber zuerst niemand gehabt, mit dem er sich hätte messen können. Da kam François. Der geborene Franzose ergriff gleich mit Leidenschaft diesen Sport, manchmal kreuzten sich von früh bis Abends Fleurets, Degen und Säbel, und noch war er nicht zum Manne gereift als er schon in der Führung dieser Waffen eine fabelhafte Meisterschaft zeigte und seinen Lehrer mit dem schweren Säbel braun und blau schlug, was diesen nur freute. Die Beiden waren sich nun als Fechtpartner unentbehrlich geworden, sonst verachtete François den alten Sünder und dieser liebte die Whiskyflasche und seine Tabakspfeife mehr als François.

„Wollen wir einen Gang fechten, François?“

„Nein. Weißt du, was ein Duell ist?“

„Na und ob. Hast du eins mit dem Pferdejuden? Ich dachte es mir, der Kerl hat dir die Anna, den Goldfisch, weggeangelt. Wer hat gefordert?“

„Ich bestimmte die Waffen.“

„Na, dann stoße ihm das kalte Eisen zwischen die Rippen. Gelernt hast di's ja von mir.“

„Ich habe Pistolen gewählt.“

Aus Old Tommys Zähnen fiel die Kalkpfeife, mit weit aufgerissenem Munde starrte er den vor ihm Stehenden an.

„Gott mache mich blind,“ brachte er endlich hervor, „Junge, bist du denn toll?! Du, der du es mit dem ersten Pariser Fechtmeister spielend aufnehmen kannst, du bestimmst Pistolen, wenn du wählen kannst?“

„Eben deswegen. Wenn ich Degen genommen hätte, würde sich mein Gegner gar nicht wehren können, und das widerspricht meiner Anschauung vom Duell, das ist positive Feigheit, das ist — doch was verstehst du davon!“

„Oh ja, ich verstehe,“ grinste der Alte, „und wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich dem Kerl jetzt ein Billchen in die Suppe werfen — ein bisschen Bauchkrämpfe — weg ist er. Das ist auch ein Duell habaha! Mensch, weißt du denn gar nicht, daß du in deinen Tod gehst? Dieser Dankwart ist der beste Pistolenschütze, den ich je gesehen! Erst gestern schoß er mit dem Revolver noch spielende Schwalben, sechs mal blitzschnell hintereinander und sechs Schwalben hatten keine Köpfe mehr.“

François wechselte etwas die Farbe.

„Das habe ich allerdings nicht geahnt,“ murmelte er.

Dann zuckte er leicht die Achseln.

Zu spät! Was liegt auch daran. Hier, Old Tommy, nimm diese Briestafche — das wollte ich dir nur sagen — sie enthält mein Gespartes, ungefähr zweitausend Gulden, ich weiß nicht, wem ich sie geben soll, sei du mein Erbe.“

Mit gierigen Händen wühlte Old Tommy in den blauen und grünen Scheinen der dargebrachten Briestafche.

„Ah, ah, das ist etwas anderes“, schmunzelte er vergnügt, „dann laß dich 'mal mausetodt schießen, mein Junge, und ich will mir für dein Geld auf deine Seltsamkeit ein Delirium antrinken, wie es die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat.“

Die Sonne eines neuen Morgens ging auf

und lugte neugierig auf den Menschen herab, welcher allein auf der Waldblöße stand, ein Kästchen neben sich am Boden.

Es war mehr eine Waldeinbuchtung als eine Blöße, denn auf der einen Seite grenzte die mit Koppjes, Felsstrümmern, besetzte Ebene und von dieser kam jetzt ein zweiter Mann, unter dem Arm zwei lange Gegenstände.

„Wozu bringen sie die Degen mit?“ fragte François verwundert.

„Weil — — ich möchte sie bitten, nicht auf Pistolen zu bestehen — denn — wollen sie nicht lieber Degen wählen?“

„Wenn sie im Duellreglement nur eine kleine Erfahrung haben,“ entgegnete der Franzose, seine dunklen Augen durchbohrend auf den Gegner richtend, „so werden sie ihre Forderung selbst sehr merkwürdig finden. Warum wollen sie keine Pistolen haben?“

„Weil ich — schwache Augen habe — ich schieße stets vorbei — mit dem Degen bin ich etwas geübter.“

François brach in ein lautes Gelächter aus. Dann wurde er wieder sehr ernst.

„Sie lügen, mein Herr, ich kann das ruhig sagen, denn ihre Lüge ist für sie ehrenvoll. Nein, es bleibt bei Pistolen. Außerdem verstehe ich mich besser auf Pistolen als . . . ach, es ist ja lächerlich, was wir da sprechen. Aber noch eins, mein Herr: schonen sie mich nicht. Denn selbst wenn ich noch so schlecht schieße, wenn ich ihnen über das Taschentuch die Mündung aufs Herz setzte, würde ich sie doch nicht verfehlen. Und nur einer von uns darf leben bleiben.“

Mit plötzlicher Entschlossenheit richtete sich Gustav hoch auf.

„Gut, so sei es denn,“ sagte er kurz.

François präsentirte ihm den Pistolentasten, Gustav nahm ohne Wählen. Ein Probeschuß war gestattet. François zielte lange nach einem dicken Stamme, um die Steigung zu prüfen, schoß und fehlte den Stamm völlig. Der Deutsche zuckte nur mit der Hand, und eine einzelne hängende Kirsche war verschwunden.

„Sie haben mit ihren schwachen Augen Glück, Monsieur Dankwart. Bitte, zählen sie die zehn Schritte ab — halt — noch einen Augenblick. Was auch zwischen uns vorliegt, das Duell dient dazu, zu schlichten, und noch

dem Tode hört überhaupt jede Feindschaft auf. Einer von uns aber wird todt bleiben. Darf ich ihre Hand als die eines Ehrenmannes schütteln?“

„Von Herzen gern!“ rief Gustav fröhlich, die dargereichte Hand ergreifend und festhaltend schon an eine Versöhnung denkend.

„Halt noch sind wir Feinde, und so lange wir beide leben, werden wir es bleiben. Vorwärts, und noch einmal: schonen sie mich nicht, denn von mir haben sie keine Schonung zu erwarten.“

Der Deutsche zählte die Schritte ab, sie standen einander gegenüber.

„Sie haben den ersten Schuß,“ mahnte der Franzose, als jener zögerte.

„Warum nur gerade ich?!“

„Thörichte Frage! Mein Herr, sie beleidigen mich immer mehr!“

„Wohlan, es sei.“ Gustav hob die Pistole.

Da erscholl ein donnernder Hufschlag, dicht am Waldessaume sprengte ein Reiter, eine weiße Schärpe um die Brust, auf einem Rappen vorüber, der aber so schäumte, daß er einem Schimmel glich. Der verwegene Reiter, der die hohen Koppjes nahm, als wären es kleine Ameisenhaufen, hatte die beiden wohl bemerkt, doch wandte er gar nicht den Kopf nach ihnen.

„Fünfter Meldereiter von Pretoria!“ schrie er mit heißerer Stimme. „Transvaal hat den Krieg erklärt! Feldfornet Dornpot sammelt bei Bryborg — Bryboorg — Bryboorg!“

Wie eine dampfende Wetterwolke waren Roß und Reiter wieder verschwunden, nur das „Bryboorg!“ hallte noch langgedehnt wieder.

„Sie haben den ersten Schuß“ wiederholte François.

Aber Dankwart hob die Pistole nicht mehr.

„Monsieur Quillerant, Sie hören, wie Präsident Krüger zu den Waffen rufen läßt. Und Transvaal hat alle seine waffenkundigen Männer nöthig. Sie sind ein Burgher, ich auch, und ich weiß, daß sie ihr zweites Vaterland eben so lieben wie ich. Jetzt, da wir den Ruf zu den Waffen, nach Männern, vernommen haben, ist jedes Duell ein Verrath gegen Transvaal — ich schieße nicht.“

„Ich danke ihnen — ich danke ihnen im

Namen Transvaals. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Auf Wiedersehen nach dem Kriege oder bei einer passenden Gelegenheit."

Beide Männer eilten auf verschiedenen Wegen nach der Farm und von dort nach Bryborg, wo sich die Burghers um ihren Anführer Dornpot schaarten, dem bekannten, löwentähnlichen Feldkornet des Distriktes Pretoria.

IV.

Die für die Buren so unglückliche Schlacht bei Glandslaagte war geschlagen worden. Das deutsche Corps unter Oberst Schiel war fast völlig aufgerieben, dergleichen die fünfhundert Buren unter General Kock, aber stark vermischt mit Franzosen und Scandinauiern. Ein unglückliches Verkängniß hatte General Joubert die zu weit vorgeschobenen Freiwilligencorps von ihren verlorenen Posten nicht rechtzeitig zurückholen lassen. Dem Obersten Schiel war ein Schenkel zerschmettert worden, der jugendschöne Graf Zeppelin lag sterbend im Sonnenbrande, General Jean de Kock farbte mit seinem Herzblut Natal's Boden, an die Brust seinen Entel gedrückt, gleichfalls todt, einen fünfjährigen Knaben, der zu Hause heimlich entlaufen und seinem Großvater bis auf's Schlachtfeld gefolgt war.

Das fünfte Lancierregiment war es gewesen, welches die feindliche Stellung umritten und dann schlimmer als eine Tartarenhorde gewüthet hatte. Alles niedergeritten und niedergestampft, mit den Lanzen gestochen und mit den Pallaschen eingehauen, auf Fliehende Wehrlose und schon Verwundete. So erhielt auch Graf Zeppelin den fürchterlichen Säbelhieb, der ihm das Gesicht in zwei Hälften spaltete, als er schon hilflos, aber nur leicht verwundet, am Boden lag; dies wurde von Augenzeugen zu Protokoll genommen und beschworen, und es wird noch ein Nachspiel haben, wenn nicht vor menschlichen Richtern, dann wird dereinst die unbestechliche Weltgeschichte das Verdammungsurtheil sprechen.

Flucht! Es rette sich, wer kann! Das war das Lösungswort auch des sonst muthigsten Mannes, denn abschlachten läßt sich niemand — und dann Rache an diesen Bluthunden! Der Mann, welcher dort in der Schlucht

vorsichtig über Felsgeröll kletterte, ein Chassepotgewehr im Arm, hätte sich sonst gewiß nicht feige verkrochen, aber er hatte nur noch eine Patrone, und er wollte dereinst sein Leben noch teuer verkaufen.

Es war Francois. Hier war die Gegend, in deren Nähe die alte Farm von Nielsen gelegen, hier war er groß gezogen worden, hier kannte er jeden Busch und Stein, und er wußte ein Versteck, wo man ihn auch mit Schweißhunden nicht finden konnte, wenn er es nur erst einmal unbemerkt erreicht hätte.

Traurige Gedanken waren es, die ihn beherrschten. Unwirthlich genug sah es in dieser öden Felsenschlucht aus, wild zerklüftet, von Spalten wimmelnd, aber welche schöne Zeit hatte er hier verlebt, wenn er mit Anna hier geklettert, mit Anna hatte er die Höhle auch entdeckt, die Geheimhaltung derselben war damals ihr wichtigstes Geheimnis gewesen . . .

Vorbei, vorbei!!

Jetzt hatte er das Felsenversteck erreicht, ein Schritt, und er war vom Erdboden wie verschwunden, — aber betroffen taumelte er zurück, er stand vor zwei Menschen — vor Anna und Dankwart.

Anna war dem Geliebten, der im deutschen Corps den Rang eines Lieutenants einnahm, als barunherzige Schwester gefolgt. Dem ersten Gemetzel glücklich entgangen, hatte sie ihn hierher geführt, doch waren noch verschiedene Zwischenfälle vorgekommen.

"Sie dürfen sich zu unserer Gesellschaft nicht beglückwünschen," wandte sich Dankwart an Francois. "Ich habe vorhin einen hohen Offizier gerödtet, Soldaten sahen Anna und mich hier verschwinden, sie suchen rachschnaubend die ganze Gegend nach mir ab, und das Schlimmste ist, daß sich Old Tommy, der sich natürlich gleich den Engländern angeschlossen hat — er steckt in einer Corporal-uniform — dabei befindet. Er schwört, daß wir uns hier in einem Versteck befinden, er kennt es nur nicht, aber heraus könnten wir nicht. Es ist ein Wunder, daß sie unbehelligt bis hierher kamen — da sind sie schon wieder."

Der Franzose zuckte nach seiner leichten Weise die Achseln und zog sich in die entfernteste Ecke der Höhle zurück, um die un-

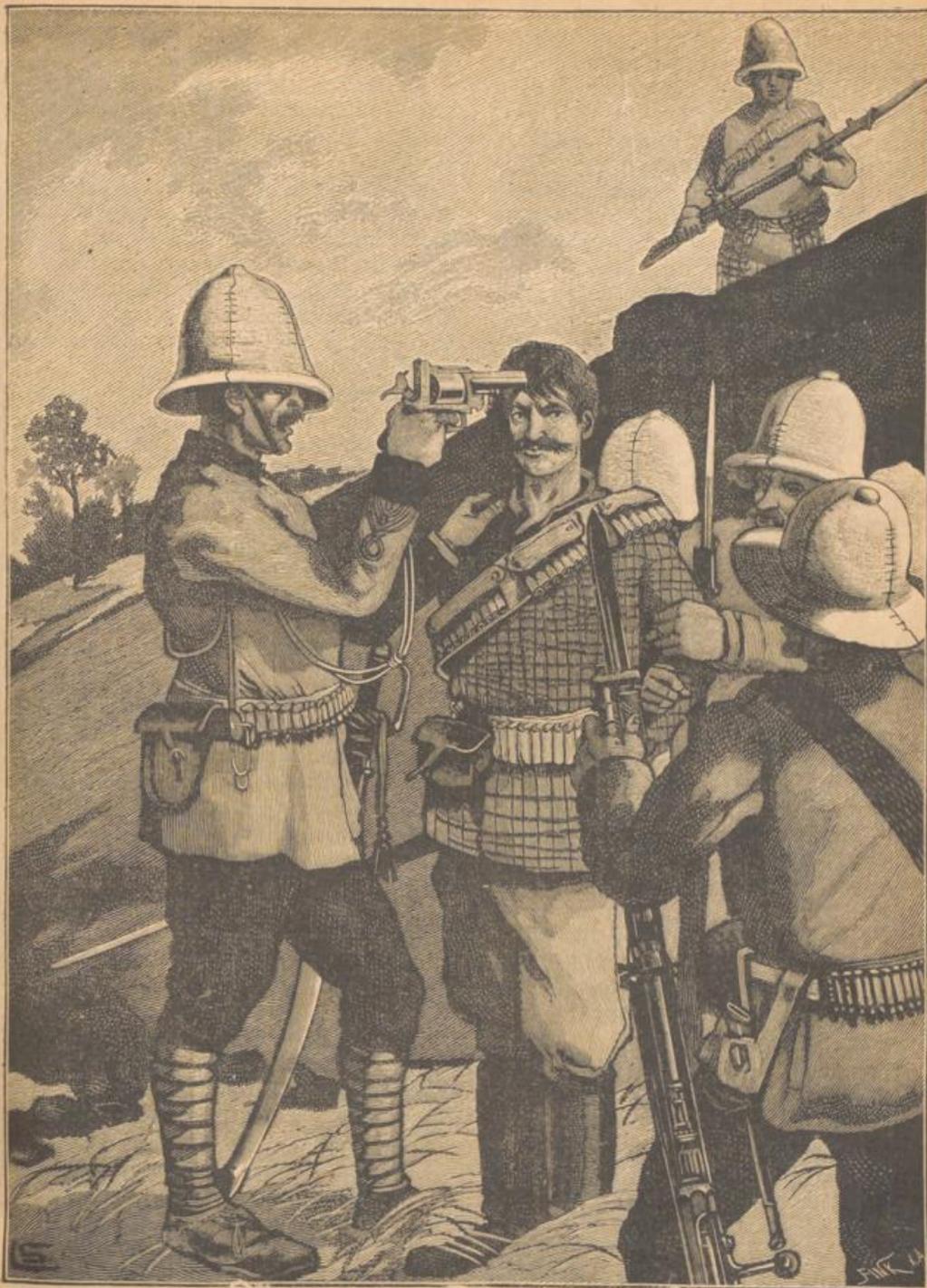
ein
sonst
hatte
reinst

gend,
ielsen
rden,
und
mit
wenn
hätte.
ihn
s in
üftet,
chöne
Anna
öhle
elben
mnis

reicht,
a wie
kte er
vor

tichen
nahm,
Dem
te sie
edene

schaft
ewart
hohen
und
rache-
r ab,
nmt,
a an-
oral-
, daß
n, er
a wir
elligt
der."
chten
e ent-
e un-



„Ich zähle bis drei. Wo befindet sich das Versteck? Eins. . . .“

angenehme Begegnung möglichst abzuschweifen während Gustav und Anna die Augen an kleine Spalten legten, von wo aus sie die ganze Gegend abspähen konnten. Die Bersolger ließen von dem Suchen nicht ab. Dankwart hatte einen beliebten Offizier getödtet, dessen Kameraden hatten auch noch eine hohe Prämie auf die Ergreifung des „Mörders“ gesetzt — denn wer einen Engländer tödtet, ist stets ein Mörder — und nun setzten die Soldaten Himmel und Hölle in Bewegung, den hier Versteckten zu finden, unter ihnen Old Tommy; sie hoben förmlich jeden Stein auf.

Viele Stunden verstrichen. Die Lage war die denkbar ungünstigste. Dankwart hatte als Waffe nur seinen Degen, ein Andenken aus seiner Offizierszeit, François erklärt auf Befragen, daß er nichts weiter habe als in dem alten Chassepotgewehr noch eine einzige Patrone und oben darauf das Bajonett. An ein Durchschlagen war daher nicht zu denken, höchstens bei Nacht kann man ein Durchschleichen wagen, aber in der Höhle herrschte eine fürchterliche Hitze, die drei waren schon vorher halb vereschmachtet gewesen, hier gab es keinen Tropfen Wasser, und um an den Bach zu gelangen, mußte man einen freien Platz überschreiten. Anna klagte mehrmals laut über den schrecklichen Durst.

François war aufgestanden und hatte das Gewehr an die Wand gelehnt.

„Wohin, Kamerad?“

„An den Bach, um zu trinken.“

„Unmöglich, sie werden sofort gesehen.“

„Nah, wenn jemand sich hinschleichen kann, so bin ich es. Nur das Gewehr darf ich nicht mitnehmen, es hindert mich am Kriechen. Ich komme wieder.“

Er spähte hinaus, die Gelegenheit war günstig, er verließ die Höhle. Die Zurückbleibenden sahen ihn verschwinden, dann tauchte er wieder auf, er machte einen weiten Umweg, er erreichte den Bach, jetzt trank der Glückliche in vollen Zügen. Ob er auch an sie, die er hassen mußte, dachte? Gewiß, und er bedurfte ja selbst des Wasservorraths, er füllte seinen ungeheuren Schlapphut voll Wasser. Damit ruhte man bis zur Nacht.

Aber erst mußte er glücklich wieder zurück sein. Es schien zu gelingen

Da sprangen hinter Felsblöcken drei — vier — fünf Soldaten hervor und packten ihn, die ganze Gegend wimmelte plötzlich von Uniformen.

„Hoch, das ist François“, frohlockte ein alter, blaunäsiger Korporal, „nun haben wir sie, wo der ist, da sind auch die andern, ich habe mir die hundert Pfund verdient.“

François hatte für den verrätherischen Old Tommy keinen Blick. Gelassen ergab er sich in sein Schicksal. Ein junger Leutnant trat vor ihn hin.

„Wo haben sie bis jetzt versteckt gelegen? Wo befindet sich der deutsche Offizier?“

„Fragen sie nicht erst, ich antworte nicht, ich weiß überhaupt nichts.“

Old Tommy winkte den Offizier bei Seite, flüsterte lange mit ihm, und wieder trat der Leutnant vor ihn hin.

„Sie sind ein Franzose?“ fragte er, und kein Wort ging den beiden Lauschern verloren.

François sah den Frager gespannt an und schien sich eines Andern besonnen zu haben, er antwortete, bejahte.

„Kennen sie Mister Dankwart und Anna Nielsen?“

„Sehr gut sogar.“

„Mister Dankwart ist ein deutscher Elsässer und sie sind ein französischer Elsässer, sie müssen doch eigentlich großen Grund haben, diesen Mann zu hassen, schon aus Nationalgefühl.“

„Eigentlich, ja,“ entgegnete François phlegmatisch.

„Der Vater dieses Mister Dankwart hat ihren Vater und ihre Mutter gemordet.“

„Eigentlich, ja.“

„Mister Dankwart hat ihnen ihre Braut geraubt.“

„Eigentlich, ja. Aber ich bitte sie, mein Herr, was geht das sie denn eigentlich an? Mischen sie sich nicht in meine Privatverhältnisse.“

Der Spott, der in der Antwort des Franzosen lag, war ja offenbar, und ebenso spöttisch und sorglos sah sein hübsches, männliches Gesicht aus, die Versteckten konnten es deutlich erkennen.

Aber der Engländer ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen.

„Hören sie meinen Vorschlag an. Sie haben doch allen Grund, diesen Dankwart zu hassen. Sie wissen sein Versteck, wo sich auch das Mädchen, ihre Braut, befindet. Verrathen sie es uns, und ich versichere ihnen auf mein Ehrenwort, daß die Dame nicht erfährt, daß sie es gewesen sind. Dann sind sie den Nebenbuhler sofort los, und das für immer, darauf können sie sich verlassen, sie haben wieder die Chance, die Braut zu gewinnen, denn daß wir sie auf freien Fuß lassen, ist selbstverständlich. Nun, ist das nicht ein Vorschlag?“

„Oh ja, der liebe sich hören. Gestatten auch sie mir eine längere Antwort. Es muß nämlich vorausgesetzt werden, daß ich überhaupt dieses Versteck kenne. Wenn sie etwa den Worten jenes Korporals dort Glauben beimessen, so bemerke ich, daß der Wiederemann an chronischem Delirium leidet — sie brauchen sich nur seine bläulich angehauchte Nase zu betrachten — der sieht forwährend Ratten und Mäuse, auch das Felsenversteck existirt nur in seinem Säuferwahnsinn. Ich bin einfach von dort unten heraufgekommen. Aber gesetzt nun einmal der Fall, es wäre so, wie sie denken, es gäbe solch eine Höhle und ich wüßte diesen Dankwart und seine oder meine Braut darin. Sie haben ganz Recht, ich habe allen Grund, diesen Dankwart zu hassen, als Franzose, als Kind eines unglücklichen Vaters, und so weiter. Dankwart ist ein Deutscher, ich ein Franzose, wir sind aber beide auch Transvaaler Burghers, Transvaal befindet sich im Kriege, also sind wir beide auch Kriegskameraden, und darin gibt es gar nichts zu deuteln. Die Vortheile sind ja recht schön, die Sie mir ausmalen, wenn ich meinen Kameraden verrathe, aber wenn sie, Verehrter, mir so etwas zutrauen, dann . . .“, und plötzlich verwandelte sich seine ironische, ruhige Sprachweise in ein Donnern, daß der Offizier erschrocken zurückprallte, „ . . . dann, Bube, der du bist, daß du an einen Ehrenmann solch ein Verlangen zu stellen wagst, dann taxirst du Lump die Ehre eines Franzosen zu niedrig!!!“

Der erschrockene Offizier erholte sich schnell wieder. Er hatte es ja in der Hand, auf eine rechtmäßige Weise sofort Rache nehmen zu

können. Kaltblütig zog er den Revolver aus dem Futteral und setzte die Mündung an die Stirn des Gefangenen.

„Ich zähle bis drei. Wo befindet sich das Versteck? Eins“

Auch der heißblütige Franzose hatte sofort seine Ruhe wieder. Hinten an den Händen gehalten, richtete er sich höher auf, und der höhnisch-verächtliche Zug trat noch stärker hervor, als er in die Mündung des Revolvers blickte.

„Ich weiß es nicht.“

In dem Schlupfwinkel war alles beobachtet, alles gehört worden.

Dankwarts Brust leuchtete. Die Scheide fiel klirrend zu Boden, er hielt nur den entblößten Degen in der Hand, er griff nach dem Gewehr.

Da erwachte in Anna das liebende Weib, sie klammerte sich an ihn.

„Gustav, was willst du thun, bleibe hier,“ flehte sie, „es ist dein Tod, und du kannst ihn nicht retten“

„Schweig!!“ herrschte er sie rauh an und schleuderte sie zurück.

„Wo befindet sich das Versteck? Zwei . . .“

„Drei!“ kommandirte François selbst mit schallender Stimme.

Der Schuß krachte. Aber er kam nicht aus dem Revolver, sondern der englische Offizier sank mit zerschmettertem Schädel zu Boden, ein kräftiges Hurrah ertönte, mit weiten Sägen stürmte Dankwart über den Plan, in der linken Hand den Degen, in der rechten das Gewehr mit dem Bajonet wie eine Lanze schwingend, und hinter ihm her flog Anna.

„Steh fest, Kamerad!!“

Im Nu war er bei François, der die Soldaten von sich abgeschüttelt, den Degen ihm in die Hand gedrückt, wie ein Meer von Blitzen zuckte der Stahl mit tödtlicher Sicherheit, und auf der anderen Seite schloß das Bajonet die Leiber auf.

So fochten die Beiden, Rücken an Rücken, der Franzose mit dem deutschen Degen, und der Deutsche mit dem Bajonet auf französischem Chassepotgewehr, und die andere Seite deckte das Burenmädchen, welches eine Mauserbüchse aufgerafft hatte, mit Kolbenschlägen.

V.

„Hier liegen sie, Ohm Nielsen!“

Ein Bur rief es der kleinen Reiter-schaar zu, welche die Schlucht heraufgeritten kam, außer den Gewehren auch Schaufeln bei sich habend. Sie stiegen von den Pferden.

Da lagen sie! Links Francois Guillerant, rechts Gustav Dankwart, und in der Mitte Anna Nielsen, die Waffen, mit denen sie gefochten, noch in den geballten Fäusten. Das auch im Tode schöne Antlitz des Franzosen zeigte noch dasselbe trogige, spöttische Lächeln, das des Deutschen hatte einen grimmigen, entschlossenen Ausdruck, das Burenmädchen lag da, als wenn es schlief.

Aber fast noch mehr mit Grausen als mit Trauer blickten die alten Buren auf die Gruppe, denn die Beiden oder die Drei mußten wie die Würngengel gehaust haben. Ein wahrer Wall von Leichen umgab sie, alles Herzstiche, halbirte Leiber und zerschmetterte Köpfe. Die englischen Soldaten hatten jedenfalls zuerst versucht, sie zu überwältigen; dann wurden die mit blanken Waffen Unangreifbaren durch Salvenfeuer niedergestreckt, denn ihre Körper waren wie Seide durchlöchert, nur in Annas weißen Busen hatte sich ein Bajonet gegraben.

Ohm Nielsen nahm den Spaten und that den ersten Stich in die Erde.

„Willst du nicht wenigstens die Anna mitnehmen?“

Stumm schüttelte er den Kopf und grub weiter. Er sah mit einem Male recht alt aus.

Sie wurden in Decken gewickelt und in dem gemeinsamen Grabe gebettet, in der Mitte Anna. Die Schollen fielen über sie, der Hügel erhob sich. Das Nielsen schaute sich um. Nur dürres Buschwerk wuchs in der Nähe. Da trieb er das Chassepotgewehr mit dem Bajonett in den Hügel und band den deutschen Degen kreuzweis daran fest. Dann entblößte er das weiße Haupt und drückte das Gesicht in den alten Filzhut, und alle thaten dasselbe.

„Anna“, sagte Ohm Nielsen, und dabei hob er sein Mausergewehr und schob eine Patrone in's Magazin. Sie schulterten die Büchsen und gingen nach den Pferden. Bald lag die Schlucht wieder einsam da.

Nur ein Mann war zurückgeblieben.

Und die Gipfel der Grenzberge von Transvaal errötheten im Abendschein, wie jemand von Begeisterung erglüht, der eine herrliche That erschaut, die Sonne küßte mit ihrem letzten Strahle das Grab der Helden, und auf dem Waffenkreuz saß ein Böglein und sang ein Lied von Edelmut und treuer Kameradschaft — — und ich, der ich den dreien ein guter Freund gewesen und die Tragödie in allen ihren Einzelheiten kannte, wie ich sie jetzt niederschreibe, ich betete weinend über ihrem Grabe. Von einem Augenzeugen.

Soldat und Räuber.

(Episode aus dem Burenkriege.)

(Mit einer Abbildung.)

„Wißt ihr was Neues?“ fragte der Polizeidiener Nikolaus Dreher, als er am Abend des 10. Juni 1900 in das Wirthshaus zu m weißen Pferd in Waldheim eintrat.

„Wißt ihr was Neues? Der Burres ist aus Afrika zurückgekommen.“

„Haben denn die Buren für diesen Schuft keine Kugel gehabt?“ erwiderte ein Bauer, der an einem der vordersten Tische saß. „wenigstens hätten sie meinen Sohn gerächt, den er menschlins gemordet, und wir hätten uns nicht mehr vor seinen Streichen zu fürchten.“

„Kein Wort mehr!“ schrie der dicke Hansgeorg, „den Burres nehme ich unter meinen Schutz, er ist mein Neffe und Pathekind.“

„Da hör 'mal einer! habt Ihr nicht selber ihn angeklagt, Euren Knecht, der im Stalle schlief, ermordet, und Euer bestes Pferd gestohlen und in Lothringen verkauft zu haben?“

„Ja! aber das Gericht hat ihn freigesprochen, und ich halte ihn für eben so unschuldig an diesem Diebstahl als an dem Morde Eures Sohnes.“

„Er bringt Euch vermuthlich einige Aktien der Goldgruben von Transvaal mit, denn er ist nicht bloß dorthin gegangen, um sich mit dem Feind zu schlagen, sondern wird wohl mehr auf sein Profitchen bedacht sein.“

„Still! meine Herren,“ sagte der Wirth, welcher sah, daß die Köpfe sich erhitzten und befürchtete, es möchte zu Thätlichkeiten kommen, „still! da kommt der Afrikaner mit seinem Vater herein.“

Die Thüre ging auf, und es erschien ein junger Mann von 25 bis 30 Jahren; er war fast sechs Fuß hoch, von riesigem Körperbau; er war mit der Geziertheit eines feinen Stuzers, aber ohne allen Geschmack gekleidet und trug einen großen, breitrempigen Hut; aus seinem Banditengesicht und aus seinen kleinen Marder Augen ließ sich nicht viel Gutes herauslesen. Sein Vater, Stanislaus Giursgi, war kleiner, hatte einen gekrümmten Rücken, graue Haare, ein mageres Gesicht, dünne, zusammen gepresste Lippen und Augen wie ein alter, in manche Kniffe eingeweihter Fuchs.

„Guten Abend, meine Herren“, sagte er beim Hereintreten, „ich stelle Euch den Besieger der Buren vor.“

„Du kommst gerade recht,“ redete der dicke Hansgeorg seinen Neffen an; „so eben habe ich deine Ehre vertheidigt, die an diesem Tische angegriffen worden war.“

„Seine Ehre angreifen?“ entgegnete ein Bauer mit schalkhaften Blicken, „das wäre schwieriger, als den weißen Raben zu fangen.“

„Die Ehre meines Sohnes braucht keinen Vertheidiger, sie ist unantastbar“, erwiderte Stanislaus Giursgi, während Burres wilde, herausfordernde Blicke um sich her warf. „Bringt eine Flasche vom Besten, Vater Weiner, um die Rückkehr meines Sohnes und seine hohen Waffenthaten zu feiern. Wir werden als Freunde anstoßen, nicht wahr, meine Herren?“ fügte er hinzu, indem er sich mit dem afrikanischen Riesen niedersetzte. Er bekam keine Antwort. Ein frostiges Schweigen herrschte in der Wirthsstube, während der alte Giursgi mit ziemlich verdrykter Miene leise einige Worte mit seinem Sohne wechselte. Dieser vollkommene Mangel alles Entgegenkommens brachte ihn in sichtbare, schwer zu beherrschende Wuth, und die zwei Gäste verließen bald das Wirthshaus zur allgemeinen Befriedigung der ganzen Gesellschaft.

Die Unterhaltung kam wieder in Fluß, aber jeder hütete sich wohl, von Burres zu sprechen: man fürchtete den dicken Hansgeorg.

Wer war denn dieser berühmte Burres? Woher der Schrecken, den er um sich her verbreitete?

Burres, der eigentlich Tiburtius hieß, aber von seinen Eltern den französischen,

besser klingen sollenden Namen Tiburce erhalten hatte, war der größte Taugenichts in der weiten Umgegend. Dem Trunke ergeben, jähzornig, händelsüchtig, immer bereit dreinzuschlagen, zog er mit seiner unglaublichen Verwegenheit und seiner riesigen Körperkraft niemals den kürzeren. Alle schlimmen Streiche, alle Diebstähle, die in den letzten zehn Jahren die Gegend unsicher gemacht hatten, waren ihm mit Recht oder Unrecht zugeschrieben worden, ohne daß es jedoch möglich gewesen wäre, ihn hinter Schloß und Riegel zu bringen. Daß er immer straffrei ausging, hatte er der offenkundigen Nachsicht seines Vaters und der Beihilfe einiger anderen Taugenichtse zu verdanken, die immer bereit waren, ihm zu Gunsten jeden Eid zu leisten.

Sein Vater Stanislaus Giursgi, ein eingewandter Pole, wußte sich durch seine Kriechereien in eine wohlhabende Elsässer Familie einzuschmeicheln, und erhielt bald darauf die Hand ihrer einzigen Tochter. Diese Ehe war aber nicht glücklich und schon nach einigen Jahren starb die Frau und hinterließ ihm 2 Kinder, ein Sohn und eine Tochter. Von da an lebte er auf großem Fuße und suchte seinen stark verletzten Ruf wieder herzustellen; es gelang ihm jedoch nicht, das Zutrauen seiner Mitbürger zu gewinnen. Er war von einem doppelten Ehrgeiz befeelt: seinen Kindern einen schönen Namen zu verleihen und Bürgermeister von Waldheim zu werden. Zur allgemeinen Ueberraschung, und trotz der entschiedenen Einsprache aller übrigen Bewohner des Dorfes, in Folge aber der Umtriebe und Ränke, die er selbst, besonders aber seine Tochter Sabine bei dem Prinzen von W..., einem jungen Kavallerieoffizier, machten, den sie in Folge eines Unfalls, den er sich bei den Manövern zugezogen, einen Monat in ihrem Hause in Pflege gehabt hatten, erhielt Stanislaus Giursgi zu Anfang der neunziger Jahre die so heiß ersehnte Stelle.

Von diesem Augenblicke an machte sich Tiburtius, der eben aus Manzig, wo er die Schlosserei gelernt hatte, heimgekommen war, als ein schlecht beleumundetes Subjekt in der Umgebung bekannt. Er wurde angeklagt, einen Jüngling, der für seinen Vater eine bedeutende Geldsumme nach Straßburg bringen

sollte, erdolcht und ausgeraubt, einen Ackerknecht ermordet, ein Pferd gestohlen und heimlich verkauft zu haben, usw. usw.

Es gelang aber niemals, seine Schuld zu beweisen: immer war er angeblich weit von dem Thatort gewesen bei Kameraden, die alle für ihn schwuren.

Er war der Schrecken des Dorfes geworden, und Jedermann vermaledeite öffentlich und ohne Scheu seinen Vater, der den Trunkenbold Nikolaus Dreher, einen übel berüchtigten Mann, der zudem noch krumm und buckelig, aber der schlaueste und verschmitzteste aller Buckeligen war, zum Polizeidiener gewählt hatte. „Nikolaus,“ sagte er zu ihm am Tage, wo er ihn zu diesem Vertrauensposten erhob, „Du wirst jeden Morgen, wenn Du Deinen Rapport machst, ein gutes Gläschen bei mir eingesehen bekommen; ich werde Dir Trinkgelder und sonstige Begünstigungen gewähren; erinnere Dich aber immer daran, daß Tiburce sich musterhaft aufführt und jeder Ausschreitung unfähig ist; am Tage, an dem Du dies vergessen solltest, wirst Du abgesetzt und kommst Du auf die Liste der unverbesslichen Trunkenbolde. Verstanden?“

„Ja wohl, Herr Bürgermeister!“

Daß in Folge dessen Burres stets in bewunderungswürdiger Unbescholtenheit strahlte, wird dem Leser von selbst einleuchten.

Als endlich der junge Tangenichts militärpflichtig und in ein Cavallerieregiment zu Straßburg eingestellt worden war, athmete das ganze Dorf erleichtert auf. Leider kam dieser große Bengel nach sechs Monaten wieder nach Hause zurück: wegen vorgeblichem Herzklopfen war er untauglich erklärt worden, und der Oberst von Spangenberg, bei dem er Bursche gewesen war, hatte ihn auch nicht länger in seinem Dienste behalten wollen. Ganz Waldheim schrie laut auf und nannte seine Rückkehr eine ungerechte Begünstigung, als er einige Tage darauf plötzlich für lange Zeit verschwand. Es gieng das Gerücht, er hätte mit seinem Vater eine heftige Auseinandersetzung gehabt und wäre nach Belgien abgereist. Bis November 1899 hörte man kein Sterbenswörtchen mehr über ihn; da erzählte sein Vater, Tiburce hätte sich um 1200 Mark von einem englischen Agenten anwerben

lassen, hätte ihm die Hälfte dieser Summe geschickt, und er gieng nun nach Afrika, um gegen die Buren zu kämpfen.

Er zeigte später verschiedene Briefe seines Sohnes, der ihm seine glänzenden Thaten, seine Ernennung zum Unteroffizier u. s. w. rühmte, als plötzlich der afrikanische Held am 10. Juni 1900 wieder nach Waldheim zurückkam. Allem Anscheine nach war er kriegsmüde und fahnenflüchtig geworden.

Er war nicht mehr der arme Schloßergeselle, der einige Jahre vorher aller Mittel entblößt abgereist war: er trat als großer Herr auf, trug eine prächtige goldene Uhr und hatte alle Taschen voll Geld. Kurze Zeit nach seiner Ankunft kaufte er bar um 4000 Mark einen Hektar Wald; das nöthige Geld hierzu gab er an, von seinem Vater empfangen zu haben; aber auch bei diesem muthmaßte Niemand einen solchen Vermögenszustand.

Einige Tage vorher war der alten Näherin Barbara Ehrlich die Summe von 4000 Mark gestohlen worden. Den braven Burres wagte aber Niemand öffentlich dieses Diebstahls anzuklagen, denn in der Nacht, wo er verübt wurde, hatte er in dem Hause eines seiner Kaufgesellen mit mehreren ebenbürtigen Freunden ein lärmendes Saufgelage gehalten.

Das eine stand fest, daß er mit aller Gewalt reich werden wollte und in betreff der Mittel nicht wählerisch war, obgleich er auf einmal den schönsten Trumpf seines Spieles verlor. Sein Vater, der Herr Bürgermeister, reichte Ende Juni unerwarteter Weise seine Entlassung ein; er hatte von dem Bezirkspräsidium einen Brief erhalten, der ihn erbleichen und zittern machte und ihn den ganzen übrigen Tag zu heftigen Wuthausbrüchen veranlaßte. Was er eigentlich verbrochen hatte, das kam nie an das Tageslicht; der verwegene Burres aber konnte dessenungeachtet auch ferner alle Vortheile seiner Räubereien und Unthaten in voller Ruhe genießen.

II.

Der Oberst von Spangenberg hatte sich pensionieren lassen und wollte auch den Rest seiner Tage in Straßburg zubringen. Sein offener und ehrlicher Charakter hatte ihm in der Stadt zahlreiche Freunde erworben; er

war thätiges Mitglied mehrerer Vereine und liebte unser schönes Elsaß mit der herrlichen Gebirgskette der Vogesen, wo er mit wahrer Weidmannslust manches Wild erlegte. Er hatte schwesterlicherseits einen Neffen, den jungen Grafen von Starckensfels, den er wie einen Sohn liebte, und dem er auch einstens sein bedeutendes Vermögen hinterlassen wollte. Leider hatte sich der sonst gut begabte junge Mann in dem berühmten Prozesse des Spielerklubs der „Harmlosen“ blosgestellt. Er war Unterleutnant, und seine vorzüglichen Dienstzeugnisse, sowie die Fürsprache seines Oheims stellten seine baldige Beförderung zum Leutnant in Aussicht, als er in Folge seiner Leidenschaft zum Glücksspiel seine Entlassung nehmen und auf die gehoffte glänzende Karriere verzichten mußte. Von seinem Vater, dem alten Grafen von Starckensfels, der ihn als den Erstgeborenen über alles Maß liebte, ihn oft sogar verhätschelte und ihm zu wiederholten Malen, um seine Ehre zu retten, große Spielschulden bezahlt hatte, war ihm unlängst entschieden erklärt worden, daß er ihm fernerhin nicht einmal mehr die jährliche Veilage von tausend Mark zu seinem Solde geben würde. Als sich nun der Prozeß mit seinen unehrenhaften Enthüllungen abgewickelt hatte, da stellte der alte Graf, von Zorn und Scham heftig ergriffen, seinen Sohn einfach vor die Thüre mit dem Verbote, ihm jemals mehr unter die Augen zu treten. In dieser äußerst verzweifelten Lage dachte der junge Mann schon daran, seinem Leben ein Ende zu bereiten, als er von seinem Oheim und Taufpather, der ihn von Herzen bedauerte und seine langjährige Bärtlichkeit gegen seinen Neffen nicht gänzlich hatte verlieren können, den Befehl erhielt, unverzüglich zu ihm zu kommen, worauf er sofort nach Straßburg abreiste. Sein Oheim nahm ihn mit einer gewissen Kälte auf, machte ihm einige wohlverdiente Vorwürfe über sein vergangenes Leben und frug ihn schließlich, ob er in sich die Kraft fühle, einen männlichen Entschluß zu fassen und die Bahn eines Helden zu betreten, um seine Ehre wieder herzustellen.

„Ja, lieber Oheim,“ sagte der junge Mann, „ich bin zu den schwersten Opfern bereit; ich will die härtesten Entbehrungen tragen,

um die Liebe und Achtung meiner ganzen Familie wieder zu gewinnen.“

„Wohlan! so nimm dieses Schwert. Dein Großvater, der General von Starckensfels, erhielt es vom Kaiser nach der Schlacht bei Königgrätz zur Belohnung für seine Tapferkeit; Dein Vater, der, als er meine Schwester heirathete, Minister des Innern war, schenkte es mir an jenem schönsten Tage seines Lebens, unter der Bedingung, daß ich es an seinen ältesten Sohn, sobald er in den Krieg ziehen würde, zurückgeben müßte. Du kannst darauf in goldenen Buchstaben die Devise Deiner Familie „non movetur“ lesen. Geh, schiffe Dich nach Afrika ein, stelle Deine Tapferkeit und Deinen Muth in den Dienst jenes waffen- und heldenmüthigen Volkes, das lieber sterben will, als seine Freiheit zu verlieren, und komme mit Ruhm bedeckt wieder zurück, dann wird Deine Ehre wieder hergestellt sein. Ich gebe Dir hier fünftausend Mark in Banknoten und noch dazu eine Anweisung auf dreitausend Mark an die Bank von Brätoria, Du wirst aber erst im Nothfalle davon Gebrauch machen.“

Der junge Mann war über diese große Güte so gerührt, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und die Hände seines trefflichen Oheims ergreifend, sagte er fest entschlossen: „Ich schwöre es Ihnen, daß ich mit Ruhm bedeckt zurückkehren oder auf dem Feld der Ehre sterben werde.“

Der Oberst von Spangenberg erhielt von Zeit zu Zeit Briefe von seinem Neffen; sie enthielten meistens Schilderungen von Schlachten und kühnen Heldenthaten, an denen er sich betheiligte hatte, von Gefahren, denen er ausgesetzt gewesen und glücklich entkommen war. Endlich kam jedoch wochenlang kein Brief mehr an. War der junge Offizier krank, gefangen oder todt? Der Oberst war darüber äußerst unruhig, und seine Schwester, die Gräfin von Starckensfels, die ihrem Sohne ihre mütterliche Liebe stets bewahrt hatte, ohne es jedoch zu wagen, vor ihrem noch immer zürnenden Gatten seine Partei zu ergreifen, lebte in der schrecklichsten Herzensangst.

Anfangs Juli 1900 kam ein Brief von Hugo, welcher schrieb, daß er wie durch ein Wunder dem Tode entgangen war, und daß er nach einer langen Krankheit zum ersten Male

hätte das Bett verlassen können. Die Schwere seiner Wunden erlaube ihm nicht, länger im Kriegsdienste zu bleiben, und er werde nächstens nach Europa sich einschiffen; nur verlange er Geld für die Reise, denn er sei auf das Schmäglichste bestohlen worden. Einige Wochen später traf eine Depesche von Marseille ein, und am folgenden Tage trat aus dem Bahnhofe von Straßburg ein junger Mann mit blassen, eingefallenen Gesichtszügen; er stützte sich auf einen Stock und stieg mühsam in eine Droschke, welche in schnellem Tempo davonfuhr und vor der Wohnung des Obersten von Spangenberg anhielt.

„Sei willkommen!“ begrüßte ihn der Oberst, indem er den Neffen zärtlich in seine Arme schloß, „sei willkommen in meinem Hause; Du bist blaß und abgemagert und hast gewiß viele Leiden ertragen müssen.“

„Ja, lieber Oheim, ich habe schrecklich gelitten, ich werde Ihnen dieses später ausführlich erzählen; seien Sie aber sicher, daß ich tapfer gekämpft und meine Jugendfehler, wie ich glaube, hinlänglich abgebüßt habe.“

Bei diesen Worten bekam er einen Husten-anfall, und das Taschentuch, das er an seine Lippen brachte, wurde leicht von Blut geröthet.

„Was fehlt Dir denn?“ fragte der Oberst beunruhigt.

„Ich weiß nicht, was es ist, theurer Oheim; es rührt von einem Lanzenstiche her, den mir Ihr ehemaliger Bursche Giursgi meuchlings versetzte. Es war am 20. März, in der Schlacht von Bethulien, die so unglücklich ausfiel für die von General Satacre befehligten Engländer. Die Zeitungen werden Ihnen von den Verlusten, die wir dem Feinde an diesem Tage beibrachten, wohl erzählt haben. Auch will ich Ihnen, lieber Oheim, die Sie andere Kämpfe zu bestehen hatten, die Schlacht nicht beschreiben; ich habe nicht vergessen, was Sie uns so oft über die Schrecknisse des Krieges erzählten; aber die lebendigste und glühendste Einbildungskraft wäre unermöglich, die schrecklichen Ereignisse der Kämpfe zu schildern, die ich mitgemacht. Nach vielen Schlachten, aus denen ich unverletzt zurückkam, habe ich bei diesem letzten Kampfe, wo ich als Hauptmann

eine aus Buren und europäischen Freiwilligen bestehende Compagnie anführte, beinahe das Leben verloren. Ich sprengte auf den Feind los mit jener todesverachtenden Kühnheit, die Sie ohne Zweifel auch sehr oft empfunden haben; schon erschallten von allen Seiten Siegeskruse, als ich mich in der Hitze des Gefechtes mit einigen Mannen allzuweit vorwagte, und wir uns von einer Schaar Engländer umringt sahen. Im Handumdrehen wurden sie alle von unsern tapfern Kriegern theils niedergehauen, theils zurückgeschlagen. Im Augenblicke aber, wo ich mich anschickte, die Flüchtlinge zu verfolgen, stürzte mein Pferd von einer Kugel getroffen nieder, und ich lag unter demselben. Während ich herauszukommen suchte, sprang ein englischer Soldner, der ohne alle Zweifel nur ein Feigling war — er hatte sich nicht am Kampfe betheiliget sondern sich hinter einer kleinen mit Gestrüpp bewachsenen Erderhöhung verborgen gehalten — auf mich los, erhob seine Lanze und schrie in elsässischem Dialekte: „Du bist des Todes, verdammter Bur.“ Es war Ihr ehemaliger Bursche. „Giursgi,“ rief ich, „tödtete nicht den Grafen von Starckfels, den Neffen Deines Obersten!“ — „Hier giebt es keinen Giursgi und keinen Grafen von Starckfels,“ antwortete er als wahrer Räuber, „und ich kenne keinen Oberst, stirb, Elender!“ Ich fühlte den kalten Stahl in meine Brust eindringen und verlor das Bewußtsein. Ich war sehr erstaunt, als ich wieder zu mir kam, mich in dem Lazareth in einem guten Bette zu befinden und neben mir eine Krankenschwester zu erblicken, die mir wie ein Friedensengel zulächelte. Sie erzählte mir, man hätte mich von dem Schlachtfelde besinnungslos und aller meiner Kleider und Waffen beraubt aufgehoben. Meine goldene Taschenuhr, mein Geld, Eure Bankanweisung über 3000 Mark und leider auch mein Schwert, Ihr Schwert, theurer Oheim, alles war verschwunden, alles von diesem elenden Schurken geraubt worden. Obgleich die Aerzte mich meiner vollkommenen Wiedergenesung versichern, würde es mir nicht schwer fallen, zu sterben, wenn ich nur mein Schwert, das Zeuge meiner Waffenthaten und meiner Ehre geworden, wiederfinden könnte.“



Wohlan! so nimm dieses Schwert. Dein Großvater erhielt es vom Kaiser für seine Tapferkeit.

„Beruhige Dich, Hugo, Dein Schwert ist wiedergefunden, ich weiß, wo es ist.“

„In der That? theurer Oheim, welches Glück! durch welche Weisung Gottes ist es mir hierher vorangeeilt?“

„Ich weiß es nicht, aber es befindet sich bei einem Antiquar, an dessen Schaufenster ich es vor einigen Tagen zu meinem großen Erstaunen erblickte; ich habe ihn nach dem Verkaufspreis gefragt und auch danach, von wem er es hätte; er hat mir versprochen, es nicht weiter zu verkaufen und es mir aufzuwahren. Ich habe es nicht gleich mitgenommen, weil ich den Dieb ausfindig machen und ihn zwingen will, dem guten Mann sein Geld wieder zu geben. Ein großer, langer Bauer, der jeden Freitag, um sich zum Markte zu begeben, vor dem Laden vorbeigeht, hat es ihm verkauft, und da es heute Mittwoch ist, werden wir übermorgen bei dem ehrlichen Antiquar auf die Lauer stehen, und dann werden wir bald wissen, ob der Spitzbube mein ehemaliger Bursche und Dein Mörder ist.“

„Oh! er ist es, daran ist nicht zu zweifeln. Er ist mir in Bitoria zuvorgekommen und hat dort bei der Bank die 3000 Mark erhoben, wobei er frech „Hugo, Graf von Starlensfels“ unterzeichnete. Von dort hat er sich nach Lorenzo-Marquez begeben und nach Europa eingeschifft, und seither habe ich jede Spur von ihm verloren.“

„Es mag alles stimmen, Hugo, wir können ihn wohl erkennen und auch festnehmen lassen; wie aber werden wir ihn überführen und zu einem Geständniß zwingen? Du denkst nicht daran, daß wir keine Zeugen haben.“

„Ich habe an alles gedacht, theurer Oheim, und die Sache wird nicht so schwierig sein, wie Sie meinen. Mein Plan ist schon gefaßt, und ich glaube, daß die Bestürzung, welche ihn bei meinem plötzlichen Erscheinen — da er mich sicher für todt hält — überfallen wird, sein schwarzes Gewissen zwingen muß, sich zu enthüllen.“

III.

Freitag den 3. August hatten sich der Oberst von Spangenberg und sein Neffe schon um acht Uhr Morgens bei dem Antiquitätenhändler eingefunden, der ihnen noch

verschiedene andere Waffen zeigte und sie besonders eine vollständige Waffensammlung bewundern ließ, die er nebst einem goldenen Ring von demselben jungen Bauern, der sich für den Tochtermann und Erben des reichen Joseph Dreher von Waldheim ausgab, unlängst als von Letzterem herrührend gekauft hatte.

„Das ist ja mein Ring,“ rief Hugo aus, „der Ring, den mir meine Braut, meine innigst geliebte Mathilde, vor meiner Abreise nach Afrika gegeben hat. Ich glaubte ihn in dem Schlachtgedränge verloren zu haben. Oh! der abscheuliche Spitzbube!“

„Pst! stille!“ sagte der Karitätenhändler, indem er den Finger vor den Mund hielt, „da kommt er; er wird gleich eintreten; ziehen sie sich in die Ladenstube zurück.“

Die zwei Offiziere hatten kaum noch Zeit gehabt, schnell zu verschwinden, konnten aber durch die Fensterthüre den Eingetretenen genau betrachten und erkannten in ihm sofort den berühmten Tiburce. Er hatte wieder etwas zu verkaufen gehabt, und entfernte sich nach einigen Augenblicken. Der Oberst hatte nur mit Mühe seinen Neffen verhindern können, sich auf den Schurken los zu stürzen und ihm seine Schandthaten ins Angesicht zu schleudern. Das wäre sehr unklug gewesen.

Sie machten eine Anzeige bei der Polizei, und auf ihre Bitte verfolgte ein verkleideter Schutzmann die Spur des Verbrechers, bis er von Straßburg weggriff. Sie erfuhren, daß er verschiedene Einkäufe gemacht zu seinem Namensfeste, das er am Abend des folgenden Tages mit großem Aufwand im Wirthshause zu Waldheim feiern wollte, und daß er hierzu einige Freunde von Straßburg eingeladen, unter anderm einen ehemaligen Diener des Obersten, den dieser, während Tiburce sein Bursche war, wegen Trunksucht und Unehrlichkeit hinausgestellt hatte.

„Mein Plan ist fertig, theurer Oheim,“ sagte Hugo als er am Abend mit dem Obersten heimkam. „Ich will mich sofort ganz im Geheimen zu dem Bürgermeister von Waldheim begeben, und morgen fahren wir dann zusammen mit zwei Gensdarmen in einem geschlossenen Wagen hin. Wenn unser Spitzbube so unvermuthet überfallen wird,

muß er sehr gerieben sein, wenn er uns entwischen kann."

Am Samstag Abend, als die Nacht herein- gebrochen war, hielt Tiburce in dem Wirths- hause „zum weißen Pferd“ mit seinem Vater, mit Nikolaus Dreher und mehreren andern Freunden ein lustiges Trinkgelage. Es wurde eine Flasche nach der andern geleert. Der Wein war den Bechbrüdern schon stark in den Kopf gestiegen, und bei dem wüsten Lärme, den sie verübten, konnten sie nicht hören, wie zwei Wagen im Trabe heranzufahren und plötzlich vor dem Wirthshause hielten. Tiburce war eben daran, den Pfropfen einer neuen Champagnerflasche loszunehmen, als der Bürgermeister mit einer Zeitung in der Hand hereintrat.

„Nachrichten aus Südafrika,“ sagte er mit so lauter Stimme, daß er trotz des Lärmes von allen Anwesenden gehört werden mußte.

„Ach was! Nachrichten aus Südafrika!“ schrie Tiburce; „das giebt's nicht, meine Freunde, die Engländer sind daran, die Ueberreste jener Canaillen von Buren anzuspießen!“

„Ja! sie stehen aber wieder auf, die Ange- spießten, und das sollst du gleich erfahren, Tiburce,“ erwiderte der Bürgermeister. „Höre einmal, was die Zeitung berichtet!“ Und der Bürgermeister begann zwar nicht die Zeitung zu lesen, aber ein Blatt, das ihm Hugo gegeben hatte, und das durch die Zeitung, die er vor seine Brille hielt, den Blicken der An- wesenden entrückt blieb.

„Höre, was die Zeitung berichtet:

„Straßburg, 3. August. Der Hauptmann von Starkenfels ist dieser Tage aus Süd- afrika zurückgekommen....“

„Dummes Zeug!“ unterbrach ihn Tiburce, der kommt nicht mehr zurück. Den habe ich bei Bethulien dorthin befördert, von wo es keine Wiederkehr mehr giebt. Ein Schwindler mag sich möglicherweise unter seinem Namen umhertreiben; die Todten aber stehen nicht mehr auf, und alle, die ich niedergemacht habe, sind tod für immer, dafür bürgte ich!“

„Nicht so tod, wie du glaubst, Tiburce, höre einmal ein Stück weiter: „Er ist wie durch ein Wunder dem Tode entkommen...““

„Ich glaube du erbleichst, Tiburce?“

„Ich? nein, im Namen aller Teufel! nur

habe ich zuviel getrunken, und ich bin über die Lügenzeitungen geradezu empört!“

„Das wundert mich nicht. Höre immer weiter: „Im Augenblicke, als Herr von Starkenfels eine Abtheilung Engländer in die Flucht trieb, kam er unter sein durch eine Kugel verwundetes Pferd zu liegen, wurde von seinen Mitkämpfern, die unaufhaltsam den Feind verfolgten, aus den Augen verloren und ein elender Schurke, der ehemals bei dem Obersten von Spangenberg Bursche ge- wesen war und jetzt, wie es scheint, in den Reihen der Engländer socht, ver setzte ihm meuchlings einen Lanzenstich und beraubte ihn.““

„Nicht meuchlings!“ schrie Tiburce, der totenbleich geworden war und dessen krampfhaft zuckenden Hände die Champagnerflasche, die er eben hatte entforten wollen, fallen ließen. „Nicht meuchlings, meine Freunde, aber heldenmüthig, und wenn ich ihm seine Sieben- sachen hinweggenommen habe, so geschah dies nach dem vollen Kriegesrechte, und auch weil ich Kleider und noch andere Dinge nöthig hatte. Im Kriege geht es nicht anders her. Meine Freunde, laßt uns auf das Wohlbe- finden des Grafen v. Starkenfels in der andern Welt trinken. Du sollst hochleben, Graf von Starkenfels! komm, und ergreife dieses Glas!“

„Da bin ich, elender Schurke,“ antwortete ihm der Graf von Starkenfels, der plötzlich mit den zwei Gensdarmen, die ihn herbeigleitet hatten, in die Wirthsstube trat: aber nicht um mit dir Gesundheit zu trinken, sondern um dich für deine Schandthaten und Verbrechen bestrafen zu lassen. Meine Herren,“ fügte er hinzu, mit dem Finger auf Tiburce Gaurgi hinweisend, „seht da einen gemeinen Dieb und Mörder, der mich meuchlings hat ermorden wollen und mich ausgeraubt hat.“

„Ich bin verloren!“ schrie Tiburce, der nun am ganzen Körper erzitterte und plötzlich wie vom Schwindel ergriffen wankend auf seinen Stuhl niedersank. „Mein,“ schrie er dann schnell besonnen, „ihr seid nichts als Lügner und Verleumder; ihr sollt mich sobald nicht festnehmen,“ und sprang in einem Sage der Thüre zu. Die Gensdarmen aber waren ihm schnell zugekommen und hielten ihn schon an den Handgelenken fest. Obschon Tiburce einen verzweifeltsten Widerstand

leistete, wurde er doch, da er durch übermäßigen Genuß des Weines entkräftet war, nach einigen Augenblicken überwältigt und gefesselt. Er wurde sofort in einem geschlossenen Wagen nach Straßburg verbracht. Als er dort dem Obersten von Spangenberg und dem Antiquitätenhändler gegenübergestellt wurde, sah er bald ein, daß alles Leugnen vergebens wäre, und er gestand seine Missethaten ein. Einen schwer belastenden Beweis gegen ihn war die goldene Uhr mit dem Namenszug des Grafen von Starckfels und der Devise:

Non Movetur, die er bei seiner Festnehmung auf sich trug, sowie das Portefeuille, das er sich in Bethulien widerrechtlich angeeignet, und das auf seinem Zimmer in einem Schranke vorgefunden wurde.

Jetzt beschäftigt sich der Untersuchungsrichter aufs neue wieder mit seinen früheren Räubereien und Mordthaten in Waldheim und wie es scheint, mit mehr Erfolg als früher da die Zeugen nicht mehr vor dem verwegenen Kerl zu zittern brauchen.

H. Debes.

Naturgeschichte.

Känguruhratte

(Buschratte, *Hypsiprymnus Ill.*)

Säugethiergattung aus der Ordnung der Beuteltiere, der Unterordnung der Krant-

fresser und der Familie der Känguruhs, eigenthümlich gebaute Thiere mit kleinem Kopfu, kleiner Brust, kurzen, schwachen Vorderfüßen, sehr stark entwickelter Le- dengegend, verlängerten, sehr kräftigen Hinterbeinen u. verhältniß- mäßig mäch- tigem, äußerst

muskelkräftigem Schwanz. Der Hintertheil des Leibes vermittelt fast ausschließlich die sahwweise Bewegung, während die Vorderfüße hauptsächlich handartig benutzt werden. Die Hinterfüße haben vier starke, lange Zehen, von denen die mittlere einen gewaltigen hufartigen Nagel trägt, an den Vorderfüßen finden sich fünf bekrallte Zehen. Die Känguruhs bewohnen die grasreichen Ebenen Australiens; sie leben einzeln, sammeln sich aber auf fut- terreichen Plätzen zu Herden. Sie sitzen gern auf

den Hinterfüßen und Schwanz, mit schlaff herabhängenden Vorderfüßen, springen mit den Hinterbeinen und schnellen sich dabei 6—9 m weit fort. — Die Känguruhs hören scharf; Ge- sicht und Ge- ruch sind da- gegen schwach entwickelt und ihre geistigen Fähigkeiten sind schwach. Bezeichnend ist ihre große Angstlichkeit. Die Känguruhs werden wegen ihres wohl- schmeckenden Fleisches und der Haut eifrig gejagt; sie er- tragen auch



die Gefangenschaft gut und pflanzen sich in zoologischen Gärten leicht fort. — Die Känguruhratten (siehe Bild) haben einen verhältnißmäßig kürzern Schwanz und kleine runde Ohren und erreichen die Größe des Hasen. Sie bauen ein dickwandiges Grasnest in einer gegrabenen Höhlung im Boden und liegen darin den Tag über verborgen; nachts gehen sie nach Futter aus, das in Gras und Wurzeln besteht. Man findet sie in Australien und Bandiemen- land.

M. C.